

Ibykus

Zeitschrift für Poesie, Wissenschaft und Staatskunst

14 · 1965 · DM 7,-





Francisco Goya, „Der Luftballon“, um 1812-1816, Öl auf Leinwand 105.5 x 84.5 cm. Agen, Museum

Die Konstruktion des ersten Heißluftballons durch die Gebrüder Montgolfière im Jahr 1783 erregte in ganz Europa großes Aufsehen. Auch in Spanien wurde der Aufstieg eines solchen Ballons mehrmals öffentlich demonstriert. Goya war fasziniert von den sich daraus neuen sich bietenden Möglichkeiten einer raschen Überwindung räumlicher Distanzen, was in seinem Gemälde auch zum Ausdruck kommt.

Das große „weiße Loch“ symbolisiert die potentielle Unendlichkeit, der der Ballon, als eine Erfindung des schöpferischen Menschen, entgegenschwebt. Hinter sich läßt er eine gewaltige Naturlandschaft, mitsamt den Menschen, die sich noch des alten Fortbewegungsmittels, des Pferds, bedienen.

Ibykus

Zeitschrift für
Poesie, Wissenschaft
und Staatskunst

4. Jahrgang, Heft 14, 1985

Herausgeber:
Private Akademie für
Humanistische Studien e. V.
Wiesbaden

Chefredakteurin und verantwortlich
für den Inhalt:
Elisabeth Hellenbroich

Redaktion: Andreas Buck,
Stephanie Pauls, Rosemarie Schauerhammer

Layout und grafische Gestaltung:
Ursula Wycisk

Verlag und Vertriebe:
Private Akademie für
Humanistische Studien e. V.
Postfach 4724, 6200 Wiesbaden

Satz und Druck
Dinges+Frick, Wiesbaden

Alle Rechte, auch die der Übersetzung,
des Nachdrucks und der
fotomechanischen Wiedergabe von Teilen
der Zeitschrift oder im ganzen
sind dem Verlag vorbehalten.
ISSN 0720-8772

Die Zeitschrift erscheint
vierteljährlich.
Bezugspreis: jährlich DM 25,—
zzgl. MwSt. und Versand,
Einzelpreis: DM 7,—

Die Akademie ist gemeinnützig.
Bankverbindung:
Deutsche Bank Wiesbaden,
BLZ 51070021, Kto.-Nr. 2987758
Postscheckamt Frankfurt,
BLZ 50010060, Kto.-Nr. 1722-605

Für Mitglieder der Privaten Akademie
für Humanistische Studien ist
der Bezugspreis im
Mitgliedsbeitrag enthalten.



6
Aischylos' „Geist des Gesetzes“
in der westlichen Rechtsprechung
Von Criton Zoakos

17
Studie über den Juristen Carl Schmitt:
Über die Willkür im Recht
Von Andreas Buck

27
Ibykus aktuell
Unser Nachrichtenteil aus dem kulturellen Leben:
Aktivitäten des Schiller Instituts, Medizin, Konzertreihe,
Buchbesprechungen, Malerei, Pädagogik

41
Die Wissenschaftsmethode
des Louis Pasteur
Von Laurent Rosenfeld

„Ich bin Präsident von Peru, doch bin ich auch Weltbürger und Bürger Lateinamerikas. Ich stelle in Rechnung, daß alle Schritte, die wir hier in Lateinamerika unternehmen, täglich von den Völkern der Welt verfolgt werden, dank der Kommunikation und in Erwartung konkreter Konsequenzen, die sich aus der Politik unserer Länder ergeben.“ Mit diesen einleitenden Worten bedankte sich der peruanische Präsident Alan Garcia bei der Gewerkschaftskommission des Schiller-Instituts, die er am 17. September offiziell empfangen hatte. „Ich danke den Mitgliedern des Schiller-Instituts für die Unterstützung, die wir durch Zeitungen und andere Medien erhalten haben,“ sagte Garcia, und ich bitte sie, weiterzumachen. Alle lateinamerikanischen Staatsmänner, Politiker und Gewerkschafter müssen Schritt für Schritt auf denselben Weg gebracht werden, um unsere Ansichten über die politische und wirtschaftliche Emanzipation unseres Kontinents zu vereinen, über die gesellschaftliche Gerechtigkeit für unsere Völker und über die graduelle, notwendige und unvermeidliche Integration, die wir anstreben; aber wir müssen uns beeilen.... Wir sind Teil eines Lateinamerikas, das um Gerechtigkeit und Emanzipation kämpft. Ich danke Ihnen sehr und möchte, daß Sie wissen, dies ist Ihre Heimat, Ihr Land, wir alle teilen dieselben Probleme.“ Auf dem lateinamerikanischen Kontinent vollzieht sich gegenwärtig eine politische und wirtschaftliche Revolution.

Unter der Führung des sehr mutigen Präsidenten Perus, Alan Garcia, hat dieses Land, welches zu den ärmsten Ländern Lateinamerikas zählt, stellvertretend für alle Länder Lateinamerikas, ja für alle Länder der Dritten Welt, der internationalen Drogenmafia und dem internationalen Währungsfonds den Kampf angesagt. In den letzten Jahren mußte Peru bis zu 60 % seiner Exporterlöse für Schuldenrückzahlungen aufbringen und bezahlte dafür obendrein im Lande mit Hunger, Terror und Drogen einen zusätzlichen, bitteren Preis. Auf der diesjährigen Jahrestagung des IWF in Seoul nun teilte der peruanische Wirtschaftsminister Alva Castro den dort versammelten Bankiers mit, daß sein Land, wenn es nicht zu einschneidenden Reformen im internationalen Währungssystem komme, die Mitgliedschaft im IWF aufkündigen und keine Schulden zurückzahlen werde. An der Seite Perus stehen Länder wie Kolumbien, Venezuela und Panama, ebenso wie jener Teil Argentiniens, der — vertreten durch Juan Gabriel Labake, ehemals führender Politiker und heute Mitglied des Schiller-Instituts — jüngst

zur Schaffung eines Instituts für gesamtlateinamerikanische Angelegenheiten aufgerufen hat. Labake befand sich in den letzten Wochen auf Reisen kreuz und quer durch Lateinamerika, wo er diese Idee mit zahlreichen Staatspräsidenten diskutiert hat.

So wie die Idee zur Gründung des Schiller-Instituts von Frau Zepp-LaRouche heute bereits Weltgeschichte gemacht hat, so wird auch diese vom Schiller-Institut angeregte Initiative der Beginn für eine lateinamerikanische Einigung und die Schaffung eines gemeinsamen Marktes in Lateinamerika sein. Auf diesem Kontinent, ebenso wie in Asien und in Afrika, wird sich der weitere Gang der Weltgeschichte in den nächsten Monaten entscheiden.

In Europa begegnet man dagegen in diesen Tagen immer wieder dem Argument, daß das, was sich in Lateinamerika ereigne, „niemanden hinter dem Ofen hervorlocke“, daß dieses Thema weder medien- noch publikumswirksam sei. Hier existierten ganz andere Probleme, die den „Leuten unter den Nägeln brennen.“ Die Probleme, die Europa und der Bundesrepublik unter „den Nägeln brennen“ sind allerdings wirtschaftlicher Natur. Und wer selbstgerecht behauptet, es ginge doch allen gut, die Wirtschaft sei im Aufschwung, der täuscht nicht nur bewußt eine falsche Realität vor, er drückt zugleich eine Haltung an Mittelmäßigkeit aus, der endlich Einhalt geboten werden muß. Das Desinteresse an den großen Angelegenheiten der Weltgeschichte, drückt einen erschreckenden Mangel an „politischer Kultur“ aus. Durch zwei Weltkriege demoralisiert und erschüttert, ist der Kulturoptimismus, die Entdeckerfreude und das Wissenschaftsinteresse, welches unsere Nation bis zum Beginn des ersten Weltkriegs prägte, Pessimismus und politischer Feigheit gewichen. Mut, als Element des politischen Kampfes, Tapferkeit, Entschlossenheit, geistige Hybris und Weltbürgertum gelten nicht mehr als politische Tugenden, als wesentlicher Bestandteil des individuellen Charakters. Stattdessen erleben wir feiges politisches Verhalten. Der Typ des Politmafiosos, der eher einem gerissenen Pferdehändler entspricht, gilt als Idol. Mittelmäßigkeit, Egoismus, Intrigantentum haben sich von Verantwortlichen fortgesetzt bis zum Staatsbürger. Es bedarf daher dringend einer „politischen Kultur“ in unserem Lande, wo die Wiederbelebung der Staatsideen und Konzepte zur Ästhetik, wie sie von Augustinus, Kues, Leibniz, Schiller und den preußischen Reformern formuliert wurden, dazu beitragen können, eine neue Identität beim einzelnen Staatsbürger zu wecken. Schon Heinrich Heine hatte in

einer seiner Deutschlandschriften einst ironisch bemerkt, der Deutsche liebe die Politik wie seine Großmutter, ihm fehle der Enthusiasmus, mit dem er Kultur und Politik, privates und öffentliches Leben im Staat als eine Einheit betrachte.

In den nächsten zwei bis drei Monaten werden die Weichen für den Verlauf der Weltgeschichte gestellt werden. Wir werden uns mit drei großen Fragenkomplexen konfrontieren müssen, welche die große Herausforderung der nächsten Jahrzehnte darstellen.

1. Der Kampf gegen den Hunger und die Verschuldung der Dritten Welt. Wenn der Internationale Weltwährungsfonds nicht aufgelöst wird, wenn einschneidende Reformen im Weltwährungssystem ausbleiben, steht die Weltwirtschaft vor einem Kollaps, mit allen Folgen wie Hungersnöte, Seuchen und Krieg.

2. Wie bekämpfen wir die Seuchen des 20. Jahrhunderts? Die schlimmste wurde jetzt unter dem Begriff AIDS bekannt, die — als Folge mangelnder Wirtschaftshilfe, — allein 32 Millionen Menschen in Zentralafrika erfaßt hat und hier bei uns die Hälfte unserer Bevölkerung ausrotten wird, wenn es nicht zu geeigneten Gegenmaßnahmen kommt.

3. Wie kolonisieren wir den Weltraum? Wie begegnen wir der wissenschaftlichen Herausforderung des nächsten Jahrhunderts? Hauptschwerpunkte der Forschung müssen auf dem Gebiet der Plasma- und Kernfusionsforschung, der Laserforschung und Biologie liegen.

Um diese großen Fragen wird die Welt in den nächsten Jahren ringen. Einzig die Schaffung eines Bewußtseins, welches Weltbürgertum und Patriotismus in einem neuen Sinne erfaßt, wird uns den Schlüssel zur Lösung dieser Probleme an die Hand geben.

„...aber das lebendige Uhrwerk des Staates muß gebessert werden, indem es schlägt, und ihr gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

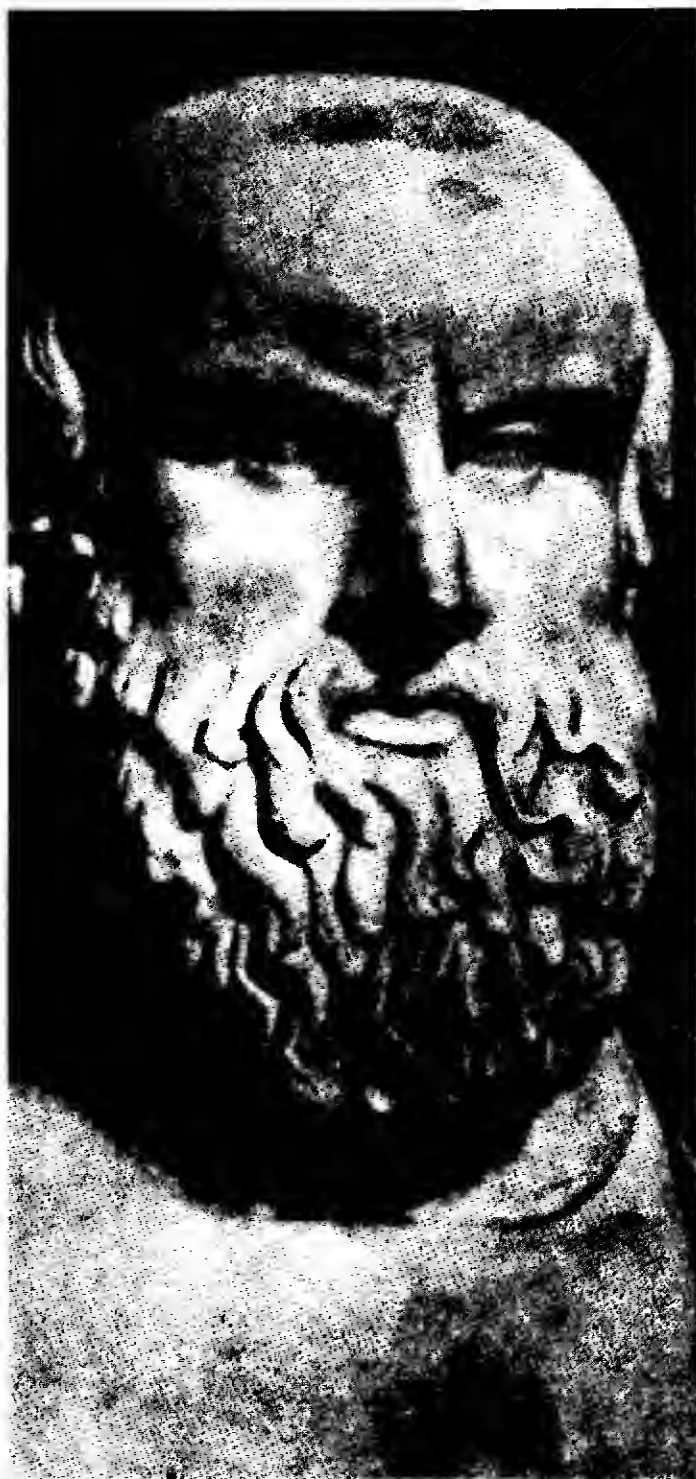
„Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der, selbstsüchtig und gewalttätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich ebensowenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, ersteren gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkür und von dem moralischen die Freiheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit den Gesetzen übereinstimmend, den letzteren von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Übergang bahnte und, ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diene.

... Und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet sein, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken imstande ist. Der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und spezifischen Charakter in den Individuen ehren, und, indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.“

Friedrich Schiller, aus den „Ästhetischen Briefen“

AISCHYLOS' „GEIST DES GESETZES“ IN DER WESTLICHEN RECHTSPRECHUNG

Von Criton Zoakos



*Ich weiß, Zeus ist hart und hat das Recht
In seiner Gewalt. Gleichwohl aber wird,
Denk' ich, milde gesinnt
Noch einmal er sein, wenn er scheitert hieran.
Und glätten wird sich unbezwinglicher Zorn,
Zum Bunde mit mir und Freundschaft wird er,
Selbst willig mir Willigem kommen.*

Aischylos, Der Gefesselte Prometheus

Dieser Aufsatz richtet sich an all jene, die sich in der Zukunft um politische Ämter bewerben wollen. Dabei sind nicht jene berufsmäßigen Polit-Cowboys gemeint, die die Bonner Szene überfüllen, vielmehr Bürger, die politisch nicht von der Hand in den Mund leben wollen, sondern bereit sind Verantwortung für zukünftige Generationen zu übernehmen. Der Autor, Criton Zoakos, Chefredakteur des politischen Nachrichten Magazins *Executive Intelligence Review* und Vorstandsmitglied des International Caucus of Labor Committees (ICLC), hat die in seinem auf englisch verfaßten Text benutzten Aischylos-Zitate selbst aus dem Griechischen in die englische Sprache übertragen — ihre Übertragung ins Deutsche orientierte sich an Zoakos' Neuübersetzung.

Percy Bysshe Shelley stellte in seiner Schrift „Zur Verteidigung der Dichtung“ die Behauptung auf, daß *die Dichter die eigentlichen Gesetzgeber der Welt sind*. Viele haben in der Vergangenheit Shelleys Äußerung als Übertreibung mißverstanden und sie ins Reich der „dichterischen Freiheit“ verwiesen. Dieses mangelnde Verständnis von Shelleys Aussage hat in den vergangenen zweihundert Jahren zu einem tiefgreifenden Zerfall von Dichtkunst und Gesetzgebung gleichermaßen beigetragen.

Shelleys Behauptung, daß „Dichter die eigentlichen Gesetzgeber der Welt“ sind, charakterisiert den Entwicklungsgang der Gesetzgebung in den vergangenen 25 Jahrhunderten menschlicher Zivilisation. Darstellen werden wir dies am Leben

und Werk des athenischen Dichters Aischylos, einem Sohn des Euphorion, dem ersten in der langen Kette von Dichterfürsten, zu der Platon, Petrarca, Dante, Milton, Shakespeare, Cervantes, Rabelais, Schiller und der ermordete Shelley gerechnet werden müssen. Aischylos (525 v.Chr. — 456 v.Chr.) schuf und entwickelte die dichterische Kunstform der Tragödie und damit die Grundlagen der heutigen Oper und des heutigen Theaters. Im Gegensatz zu den späteren unwahren Behauptungen des Aristoteles und der Schriftgelehrten von Alexandria existierte bis zu diesem Zeitpunkt keine typische „Griechische Tragödie“ als Kunstform. Es gab nur Aischylos' Tragödie. Nach Aischylos imitierten, verfälschten und verwässerten Sophokles, Euripides u.a. seine Dichtkunst. Aischylos aber war der eigentliche Begründer.

Die Werke des Aischylos

Was hier im folgenden über Aischylos zu erfahren sein wird, blieb über Jahrhunderte hinweg ungesagt. Selbst bei wohlmeinenden und gebildeten Gelehrten blieb das wichtigste Element seiner Dichtung im Dunkeln, das sich in den Fragen zusammenfassen läßt: Was war die treibende Kraft seines Schaffens? Was war der beseelende Grundgedanke der Werke des Aischylos? Die Altphilologie des 19. Jahrhundert erging sich in minutiösen Textanalysen und Auslegungen der überlieferten Werke und förderte in Teilbereichen der attischen Sprachforschung auch einige Ergebnisse zutage. Das 20. Jahrhundert beschäftigte sich mit zahlreichen gelehrten Einzeluntersuchungen über die Philosophie des Aischylos, seine Theologie, Psychologie u.ä. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen gehören die philologischen Arbeiten über Aischylos im 20. Jahrhundert zu den inkompetentesten überhaupt. Der Tiefpunkt war erreicht, als Prof. Hugh Lloyd-Jones von der Universität Oxford 1956 und 1971 erneut die Behauptung aufstellte, daß sich Aischylos' Weltanschauung in philosophischer, theologischer und politischer Hinsicht nicht von der des Hesiod und der schlechten Heldendichtung in der Zeit nach Homer unterscheidet.

So viel zur „offiziellen“ Aischylos-Forschung. Die falschen Lobhudeleien, die „Schwärmereien“ der Altphilologen sollte man als billige Lügen erkennen und als Versuch sehen, die eigentliche Bedeutung seiner Werke zu verschleiern und im Dunkeln zu lassen.

Für uns jedoch liegt das Hauptthema von Aischylos' Gesamtwerk, soweit es überliefert ist, im *Drama und der Kunst der Gesetzgebung*. Von über 80 Tragödien des Aischylos sind nur sieben erhalten: *Die Perser*, *Der gefesselte Prometheus*, *Sieben gegen Theben*, *Die Schutzsuchenden*, die *Orestie* mit den drei Tragödien *Agamemnon*, *Die Totenspende* und *Die Eumeniden*. Von den übrigen Werken sind höchstens die Titel oder einige Fragmente überliefert. Diese Fragmente sowie zeitgenössische Schilderungen der verlorengegangenen Werke lassen keine Zweifel daran, daß in allen Aischylos' dichterische Leidenschaft für die Gesetzgebung zum Ausdruck kommt. Immer wiederkehrendes Thema dieser Tragödien ist der große Augenblick menschlichen Daseins, wo der Einzelne, auf sich allein gestellt, mit den sich verdichtenden Folgewirkungen seines früheren Handelns konfrontiert ist, *verursacht* durch sein eigenes

Handeln oder das seiner seiner Vorgänger. Diese sich verdichtenden Konsequenzen führen zu einem verhängnisvollen Höhepunkt, einem *punctum saliens*, der jedoch erst erreicht ist, nachdem der Einzelne eine Entscheidung getroffen hat. Sein „Urteil“ prägt die Dramatik des *punctum saliens*.

Bei Aischylos durchläuft der Einzelne immer einen Moment der Agonie: Welche Kraft, welcher Beweggrund wird seine Entscheidung leiten? Im normalen Leben werden solche Entscheidungen durch das Gewohnheitsrecht geprägt. Im Drama hingegen wird der Einzelne mit einer für ihn bisher einmaligen Situation konfrontiert, in der kein Gewohnheitsrecht existiert, woran sich sein Urteil orientieren könnte. Der Einzelne steht vor der einmaligen Aufgabe, sich auf neue Rechtsgrundlagen zu stellen, aus denen die notwendigen Entscheidungen nur erwachsen können — andernfalls droht diese Person vom ganzen Gewicht der Unzulänglichkeiten, Versäumnisse und Schwächen des bislang existierenden Gewohnheitsrechts vernichtet zu werden.

Das Epische und Heroische im Menschen liegt nirgendwo anders als in dem scharf begrenzten geistigen und emotionalen Handlungsbereich, innerhalb dessen der Mensch gesetzmäßig neues Recht schaffen muß, um das alte Recht von den zerstörenden Wirkungen seiner eigenen Unzulänglichkeiten zu befreien. Scheitert der Mensch, und er scheitert oft, so stehen er, das Recht und das Gesetz vor der Vernichtung.

Der Nutzen, den wir aus den Werken Aischylos' für unsere heutigen politischen Aufgaben ziehen können, liegt in der Tatsache, daß seine Werke den normalen Bürger, der ansonsten vielleicht niemals die Möglichkeit zur juristischen Schulung hatte, an die „Gesetzgebungstechnik“ heranführen. Ohne lange nachzudenken wird oft davon geplappert, daß die „Gesetzgebung eine einzigartige menschliche Aktivität“ ist. Diese Wichtiguer haben oft keine Ahnung, was aus dieser „einzigartigen menschlichen Aktivität“ geworden ist. Nehmen wir folgendes Beispiel: Man kann beobachten, daß die Tragödien von Aischylos, wenn sie heute vor einem modernen Publikum aufgeführt werden, die Zuschauer zu packen vermögen, obwohl diese Theaterbesucher so gut wie kein Wissen über den formalen Hintergrund des dramatischen Geschehens haben, wie z.B. die Geschichte der Atriden, oder die des Ödipus, der seinen Vater erschlug, oder der Fluch des Laios und das Mahl des Thyestes usw. Warum sind die heutigen Zuschauer dennoch von Aischylos' Stücken so gefesselt?

Sie sind es, weil sie sich aufgrund ihres kulturellen „Erbes“ in ihrem Geistesinneren die Urteilskraft bewahrt haben, die *unter dramatischen Umständen* zur Geltung kommt und sich im Gesetzgebungsakt als souveräne Tat niederschlägt. Diese geistige Kraft, über die die Zuschauer auch heute noch verfügen, wird zu Gefühlsregungen erweckt, wenn sie ihr Ebenbild, ihre Blutsverwandtschaft zu den Dramen des Aischylos erkennt. Diese innere Urteilskraft, dieses souveräne Vermögen zur Gesetzgebung, ist einzig dem freien Menschen eigen. Nur Menschen, die in der „westlichen Zivilisation“, wie wir sie nennen, geboren und aufgewachsen sind, sind in der Lage, das geistige Konzept des individuellen freien Willens zu verstehen. Gesellschaftssysteme, die den Begriff des freien Willens leugnen und mißachten, werden nicht imstande sein, Menschen

hervorzubringen, die über die Fähigkeit der Gesetzgebung, der Urteilkraft, verfügen.

Die Mängel des Oliver Wendell Holmes

Die drei Tragödien der Orestie *Agamemnon*, *Die Totenspende* und *Die Eumeniden* sind, als Einheit aufgeführt, eine leidenschaftliche Darstellung des inneren geistigen und emotionalen Prozesses, den ein Mensch durchlaufen muß, will er unzulängliches und unvollkommenes Gesetz und Recht erfolgreich überwinden, indem er ein höheres und wirksameres Recht schafft.

Die moderne Rechtswissenschaft hat allgemein die Tatsache anerkannt, daß im Verlauf der Geschichte der westlichen Zivilisation, insbesondere vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, alle Untersuchungen über das „Wesen“ und die „wahre Bestimmung“ des Rechts auf eine Wiederaufnahme oder Fortführung des Streits zwischen Aristoteles und Platon hinauslaufen. Dies gilt für westliche Länder wie England und die Vereinigten Staaten, in denen die Tradition des Gewohnheitsrechts die Rechtsprechung bestimmt, ebenso wie für jene Länder, in denen staatliche Gesetze gelten. Gleichfalls kann man mit den modernen Rechtstheoretikern sagen, daß sich der „Urvater“ der westlichen Rechtsprechung, das griechische Recht, von seinen Nachfahren dadurch unterscheidet, daß es die künstliche spätere Trennung zwischen „Gewohnheitsrecht“ und „Gesetzesrecht“ nicht kennt, also die Unterscheidung zwischen allgemein anerkannten Rechtsprinzipien und vom Staat formal erlassenen Gesetzen. Wieviel wirkungsvoller das klassische griechische Rechtsverständnis war, wird angesichts des herrschenden und ungelösten Dilemmas in der amerikanischen Rechtswissenschaft des 20. Jahrhunderts um so deutlicher: es existiert kein formulierter Gesetzestext, der auch nur ansatzweise die rechtliche und moralische Absicht der Gesetzgeber ausdrücken könnte.

Oliver Wendell Holmes errang eine gewisse Unsterblichkeit, als er mehr indirekt feststellte, daß die Achillesferse der modernen Rechtswissenschaft jener schwer zu definierende dunkle Bereich sei, wo unablässig der „Sinn“ eines Gesetzes von seinem „Buchstaben“ getrennt werde. Holmes erwarb sich einen Ruf, als er auf diese durchgängige, sehr störende Lücke hinwies. Eigentlich bekannt wurde er jedoch, als er eine höchst willkürliche, d.h. unrechtmäßige Lösung dieses Problems vorschlug: „Recht“, so Richter Holmes selbstgerecht „ist, was Richter und Beamte daraus machen;“

Die Tragödie des Richters Holmes, wie es Aischylos auffassen würde, besteht darin, daß er den Gegenstand des Rechts vom Standpunkt eines Rechtstechnikers behandelte, eines Verwaltungsexperten und talmudischen Kommentators und nicht als wahrer Gesetzgeber, als Dichter oder, wie Shelley es bezeichnete, als Dichterstürst. Für den reinen „Rechtstechniker“ bedeutet die Diskrepanz zwischen „Geist“ und „Buchstabe“ des Gesetzes eine ungeheuer störende Bedrohung, die ständig über dem gesamten Rechtsgebäude hängt und dieses zu zerstören droht, — für ihn ist es ein „Widerspruch“, eine „grundsätzliche Antinomie“. Für einen Dichterstürsten wie Shelley besteht dieser Widerspruch nicht. Er sieht den Widerspruch von

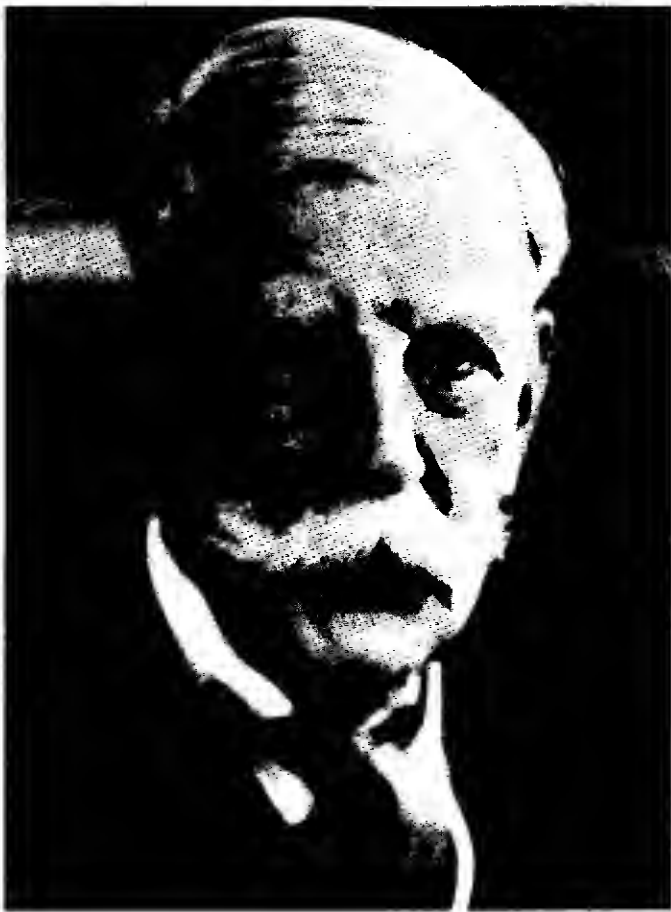
„Geist“ und „Buchstabe“ des Gesetzes als Herausforderung für die ständige Vervollkommenung des Rechts zu einem höheren Recht. In der Tat gäbe es ohne diese „Diskrepanz“ keine aktive Gesetzgebung.

Aischylos wird im folgenden beweisen, daß gerade diese Diskrepanz zwischen „Geist“ und „Buchstabe“ des Gesetzes, über die Oliver Wendell Holmes so bestürzt ist, der Antrieb für die westliche Zivilisation war. Ohne diese Diskrepanz, die die Holmes'sche Rechtsschule so verwirrt, gäbe es für ihresgleichen Juristen überhaupt keine Rechtswissenschaft, wo sie sich als Experten aufspielen könnten.

Um diesen Fragenkomplex genauer zu verstehen, müssen wir den Begriff des Rechts vom Staub der rechtswissenschaftlichen Bibliotheken befreien und seinen Inhalt genau definieren, um ihm somit seine eigentliche Rolle als lebendige Kraft wiedergeben, die die Menschen im Innersten ergreift und die Herzen der Bürger bewegt. Keine Rolle spielt dabei, wie wenig sich der normale Mensch über den überwältigenden, beherrschenden Einfluß der Gesetzeskraft über seine innersten persönlichen Hoffnungen, Träume, Pläne, Handlungen, Erfolge und Mißerfolge und die ganze dramatische Gefühlswelt bewußt ist: diese ganze Skala menschlicher Emotionen — was unter der Oberfläche jedes Menschen im öffentlichen Leben als ungeheures Chaos zutage tritt — ist eine Welt, die von der allgegenwärtigen Herrschaft des Gesetzes regiert wird. Menschen auf diese Weise als Rechtswesen und so das Recht als die urpersönliche Angelegenheit jedes Einzelnen zu verstehen, war die Aufgabe, die sich Aischylos gesetzt hatte, als er vor den Bürgern der Athener Republik den ungeheuren Wandteppich seiner Tragödien entrollte.

Mit diesen Tragödien, über 80 an der Zahl, die jahrzehntelang in jeweils ganztägiger Inszenierung vor den versammelten erwachsenen Bürgern Athens aufgeführt wurden, begründete Aischylos die Rechtstradition der westlichen Zivilisation. Die staatsrechtlichen Beiträge von Sokrates und Platon folgten erst etwa 100 Jahre später, lange nach Aischylos' Tod und nachdem die von ihm begründete Rechtstradition schon längst von den Sophisten verdrängt worden war. Die Sophisten vertraten entgegen Aischylos die Auffassung, daß Recht im allgemeinen sowie die einzelnen Gesetze lediglich nützliche Konventionen seien, um den „Krieg jeder gegen jeden“ zu regeln, da dieser Krieg die zwangsläufige Folge der ewigen menschlichen Gier und Selbstsucht sei. Diese der „menschlichen Natur“ eigene selbstsüchtige Gier sei unantastbar, während das Recht — eine nützliche Konvention — ein bloß zeitweiser Notbehelf sei. Sokrates und Platon retteten die Rechtswissenschaft vor den Sophisten und wiesen der Rechtslehre des Aischylos wieder den gebührenden Platz zu, als sie bewiesen, daß sich die menschliche Natur auf ein dauerhaftes Streben nach Gerechtigkeit gründe.

Doch was ist überhaupt Recht? Schauen wir einmal über die gesetzliche Staffage hinweg, über ihre beschreibenden Prädikate, und kommen zu ihrem Kern. Das, was das menschliche Handeln bestimmt, ist nicht der bloße geschriebene Text, die verabredeten Vorschriften und deren Vollstreckungsorgane wie Gerichte, Polizei oder Haftanstalten. Die Beziehung aller dieser Dinge zum Recht gestaltet sich genauso wie die Beziehung



Oliver Wendell Holmes

von 100 Einzelbeschreibungen eines Elefanten durch 100 Blinde zum Elefanten selbst.

Recht ist, was das menschliche Handeln regelt, d.h. begründet. Die Handlung eines Menschen wird motiviert durch Polizisten, durch die Gerichte oder den Gesetzestext. Sie begründet sich vielmehr aus dem unergründlichen Brunnen von Antriebskräften der menschlichen Seele und des menschlichen Geistes, jenem Schmelztiegel, in dem sich Wünsche, Hoffnungen, Ziele und große Pläne bilden. Dieser innerste Bereich ist der eigentliche Gerichtshof, und ihm entspringt das Handeln der Menschen. Wenn große, organisierte, zivilisierte Vereinigungen von Menschen Gesetze verkünden, versuchen sie lediglich, gleichsam von „außen“ Prozesse auszudrücken, die eigentlich im „Inneren“ der Seelen und des Geistes ihrer einzelnen Mitglieder stattfinden. Das ganze Zivilisierungsepos von Nationen und Zivilisationen gleicht somit dem Unterfangen, Harmonie zwischen den sich im „Inneren“ entfaltenden Prozessen und der erkannten bleibenden Gesetzmäßigkeit des „Äußeren“, des wahren Universums, herzustellen.

Das Wort, mit dem die westliche Zivilisation ursprünglich den Begriff des „Rechts“ und des „Gesetzes“ bezeichnete, lautet „nomos“. Es ist aus der Musik übernommen, und das ist kein Zufall. Dieser Wortgebrauch war im klassischen Griechenland schon einhundert Jahre vor Platon üblich — er findet sich unter anderem bei Aischylos und Pindar. Im rein musikalischen Sinn findet sich das Wort *nomos* in den überlieferten Schriften von Dichtern und Musikern als Bezeichnung eines

musikalischen Begriffs, welcher der heutigen Musiktheorie einige Schwierigkeiten bereitet. Doch es lohnt sich, der musikalischen Bedeutung des Wortes *nomos* (Gesetz) nachzugehen: Aus überlieferten Schriften der Antike wissen wir, daß man musikalische Kompositionen durch drei Grundfaktoren charakterisierte: *Harmonie* (dieser Begriff ist aus der Zimmermannskunst entlehnt und bezeichnet ursprünglich das „Zusammenfügen“), *Modus* (wie heute dur und moll) und *Rhythmus* (nicht als „rhythmische Bewegung“, wie wir das Wort heute verstehen, sondern als „Zusammenhalt“ der Komposition in ihrer zeitlichen Entwicklung). Über diese Grundfaktoren einer musikalischen Komposition hinaus suchten die Alten jedoch nach dem *nomos*, dem Gesetz der Komposition, das über die klanglichen und kompositorischen Elemente eines Musikstücks hinausgeht. Komponisten und Ausführende wurden daran gemessen, inwieweit sie den *nomos* eines Musikwerkes getreu zum Ausdruck brachten. Für unterschiedliche Musikinstrumente und unterschiedliche Orchester-Arrangements galt ein jeweils unterschiedlicher *nomos*.

Es bleibt uns nur eine Hypothese für die musikalische Bedeutung des Wortes *nomos*, und das ist nicht die thematische Entwicklung in einer musikalischen Komposition, nicht die Melodie, wie es die meisten Musikhistoriker annehmen, sondern der strenge *Zweck* der thematischen Entwicklung.

Die Erkenntnis, daß im Anfang der westlichen Rechtstradition das Wort zur Bezeichnung des Rechts, *nomos*, aus der Musik übernommen wurde, sollte unser Rechtsverständnis beflügeln. Oliver Wendell Holmes wird damit seiner Sorgen ledig. Überlegen wir: Der *nomos* (das Gesetz) einer musikalischen Komposition ist nicht die Tonart, nicht der Rhythmus, nicht das Taktmaß, nicht die Zusammenfügung (Komposition) dieser Elemente, sondern die übergeordnete Abstraktion der Methode, welche die gesetzmäßige Entwicklung der Komposition beherrscht. Auch in der Komposition des Rechts, so müssen wir vermuten, ist der *nomos*, das „Gesetz“, nicht der spezifische Gesetzesakt, sondern die strenge Zweckbestimmtheit, die als abstrakte Richtschnur den Gesetzesakt beherrscht.

Aischylos' „Orestie“ entwickelt im Drama die Kernidee allen westlichen Rechts, nämlich daß „Gesetz“, „*nomos*“, nichts anderes ist als der „Geist des Gesetzes“ und nicht der spezifische Gesetzesakt. Damit sind alle Juristen dieser Welt ihrer müßigen Sorgen über die Diskrepanz zwischen „Geist“ und „Buchstaben“ des Gesetzes entledigt. Doch um dieses vornehmste Kennzeichen der westlichen Rechtstradition und damit der westlichen Zivilisation zu begreifen, das sie von allen anderen Rechts- und Zivilisationsmodellen unterscheidet, muß man bereit sein, mit Aischylos in die dramatischen Tiefen des Gewissens einzutauchen, wo das Fleisch und Blut, die Macht der menschlichen Leidenschaften um Auflösung ringen. Man muß die Rachsucht einer Klytāimēstra, den Blutdurst eines Orestes, den stolzen Hochmut eines Agamemnon — die erbärmliche Kleinheit aller Personen in Aischylos' Drama — von innen sehen und sich die Frage stellen, wie aus solchen kleinmütigen, blutdürstigen, rachsüchtigen und tragischen Gestalten die epische Größe der äschyleischen Tragödie entstehen kann.

Dann entdeckt man, daß die epische Größe von einem unsichtbaren, verborgenen Schauspieler ausgeht, von der selbst



Platon

ständigen Urteilskraft des Zuschauers selbst. Den überwältigenden, ungezügelter, tödlichen Leidenschaften der äschyleischen Helden gegenübergestellt, sieht er in der Selbstbeobachtung seine Urteilskraft wachsen. Dann überrascht ihn plötzlich die Erkenntnis: Diese gewaltigen, tödlichen Leidenschaften sind nicht das Produkt der äschyleischen Helden Agamemnon, Klytaimestra und Orestes, sondern des grausamen alten Gesetzes der Blutrache, welches das Denken und Fühlen der Helden formte. Das erwachende Urteilsvermögen des Zuschauers ist aufgerufen, neue Gesetze zu schaffen, um die alten abzulösen.

Die Orestie

Erbärmlich, unglücklich, getrieben von ihren unseligen Leidenschaften stehen die Helden der Orestie vor uns: *König Agamemnon* von Mykene, der siegreiche Anführer des griechischen Heeres gegen Troja, ist ein arroganter, stolzer, eitler Hohlkopf, der sich in seiner Königswürde und seiner Männlichkeit sonnt, grausam und blindwütig, die Verkörperung blutiger, unzivilisierter Willkürherrschaft. Seine Gattin *Königin Klytaimestra*, die Schwester Helenas von Troja, ist eine Frau von Format, die in der zehnjährigen Abwesenheit ihres Mannes die Regierungsgeschäfte mit Geschick führte, klug, empfindsam, auch leidenschaftlich und listig, „jeder Zoll eine Königin“. Doch unter dieser Hülle verbirgt sich eine gequälte, tränenüberströmte Mutter, deren Tochter Iphigenie von der Hand des Vaters Agamemnon den Göttern als Blutopfer dargebracht wurde, um für den Feldzug gegen Troja Glück zu erflehen.



Augustinus

Orestes, der Sohn der Klytaimestra und des Agamemnon, erscheint als törichter und unglückseliger Jüngling, ein Nichts, wäre er nicht der rechtmäßige Thronerbe und das Ebenbild seines Vaters, gemartert und in den Wahnsinn getrieben durch das schreckliche Wissen, daß seine Mutter seinen Vater erschlug und zusammen mit ihrem Geliebten und Mittäter Aigisthos den Thron an sich riß. Orestes haßt seine Mutter nicht nur deshalb, weil sie seinen Vater tötete und ihn um sein Erbe betrog, sondern er fühlt sich auch deshalb von ihr betrogen, weil sie nicht ihn, ihren Sohn, sondern ihren Geliebten Aigisthos in ihr Herz schloß. Tochter *Elektra*, die Klage Tragende, ist ein Nichts, zum einen, weil in ihrer gesellschaftlichen Umgebung Mädchen verachtet werden und dann, weil sie nach der Ermordung ihres Vaters umso mehr unerwünscht ist. Es wird ihr gerade noch zugestanden, ein Leben unter den Dienern des Palastes zu fristen, unter demselben Dach, wo jetzt das Mörderpaar Klytaimestra und Aigisthos herrscht. Schließlich *Aigisthos*, ein erbärmlicher, rachsüchtiger Kleingeist, ein archaischer Geck, den seine dominierende Geliebte zum Mordkomplizen macht.

Aigisthos ist der Träger eines alten Fluches gegen das Haus Agamemnon, eines Racheschwurs, der seine Gültigkeit aus dem Gesetz der Blutrache ableitet, welches die Welt der Orestie beherrscht: Aigisthos' Vater Thyestes war der Bruder von Agamemnons Vater Atreus. Die Brüder Atreus und Thyestes stritten um das Recht auf den Thron von Argos. Atreus gewann den Streit mit einer teuflischen List, die seinen Bruder Thyestes in den Augen der Bevölkerung „unrein“ und damit als Thronanwärter ungeeignet machte. Atreus lud seinen Bruder Thyestes zu einem Gastmahl ein, und er schlachtete dafür des-



Nikolaus von Kues

sen Kinder und bereitete sie zur Speise zu. Thyestes ahnte nicht, welches Fleisch ihm zum Mahl gereicht wurde, und aß so seine eigenen Kinder. Das Königreich fiel an Atreus, begleitet vom schauerlichen Fluch des Thyestes. Als einziger entrann der grausigen Bluttat der kleine Aigisthos, Thyestes' jüngster Sohn, der später den Racheschwur vollstrecken soll.

In der *Orestie* zeigt uns Aischylos einen erbärmlichen, kleingeistigen Aigisthos, dessen Charakter von der Rachsucht gegen seinen Vetter Agamemnon, den Sohn des Atreus, völlig eingenommen ist. Aigisthos verbreitet die Aura des geschlagenen, gebrochenen Mannes, der kein höheres Ziel mehr kennt als seine Rache. Ohne höheres Ziel, mittelmäßig und unfähig wie er ist, ist er aber außerstande, den Racheakt selbst zu ersinnen. So wird er zum Werkzeug der Rache in der Hand der hochmütigen und von Leidenschaft geblendeten Klytaimestra, die ihn womöglich aus keinem anderen Grunde zum Liebhaber erkor, als um ihn für ihre eigenen Rachepläne einzuspannen.

Solcherart sind die Helden, wie Blätter im Sturm ihrer ungezügelter Leidenschaften. Die beherrschende Leidenschaft ist blindwütiger, unablässig lohender Haß, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt. Sie sind nicht Herren ihrer selbst. „Er hat mich dazu getrieben“ würde Klytaimestra auf die Frage antworten, weshalb sie Agamemnon umbrachte. „Sie hat mich dazu gebracht“ würde Orestes sagen, wenn man ihn nach dem Motiv für die Ermordung Klytaimestras fragte. „Der Fluch hat sie alle dazu getrieben“ würde der Chor ausrufen, wenn er erklären sollte, weshalb die Blutspur sich von Generation zu Generation zieht. Der Fluch ist das Gesetz, das die Taten der Helden bestimmt. Die Helden handeln nicht von sich aus, sondern stellvertretend für dieses Gesetz, für diesen Fluch.



Gottfried Wilhelm Leibniz

Somit ist der Einzelne und das innerste Wesen seines Bewußtseins, seine Ziele, sein Streben, seine Motive, seine Leidenschaften und daher sein Handeln — seine gesamte Persönlichkeit — ein Geschöpf des Gesetzes. Ist das Gesetz unzureichend oder unvollkommen, dann sind es auch seine Geschöpfe, die Einzelmenschen, die vom herrschenden Gesetz hervorgebracht und geformt wurden. Um den Einzelmenschen zu vervollkommen, muß man beim herrschenden Gesetz beginnen.

So sind Agamemnon, Klytaimestra, Orestes und Elektra Geschöpfe des herrschenden Gesetzes, das den archaischen Rahmen der oresteischen Welt absteckt. Sie sind hilflose Opfer ihrer wirren und fruchtlosen Leidenschaften, bis das herrschende Gesetz geändert wird. Und das herrschende Gesetz ist das Gesetz der Götter der Unterwelt, das Gesetz der Blutrache. Es ist das Gesetz, wie es der Chor in der *Totenspende* ausspricht: „Nein, das Gesetz der Alten fordert frisches Blut zur Vergeltung, wenn Blut durch Mord auf den Boden geflossen. Denn der Mord beschwört den Geist der Rache — der Ermordeten wegen häuft er Unheil auf Unheil.“ (399-403)

Der heutige Leser oder Zuschauer muß es vermeiden, an die Kunstgattung der aischyleischen Tragödie wie an ein neuzeitliches Drama heranzugehen. Es gibt keine „Entfaltung der Handlung“ im heutigen Sinne, sondern die „Handlung“ ist die Entfaltung verborgenster Tiefen der Emotion durch die Macht von Poesie und Musik. Der Chor verkündet und wahrt das herrschende Gesetz, er berichtet über die Geschichte der Verwicklungen, welche die Helden in ihrer ausweglosen Lage fingen. Der Chor weissagt, äußert böse Ahnungen, spricht im voraus das Urteil, ja, zeigt sogar Schmerz und Kummer über den vorausgesehenen Untergang der Helden. Und die Helden

marschieren unglücklich, ohnmächtig in ihren Untergang, weil das Gesetz es so will. Der Chor beobachtet sie mitleidig, bleibt aber standhaft und hütet das Gesetz. Zu Beginn des *Agamemnon*, der ersten Tragödie in der Trilogie, wiederholt der Chor mehrfach:

Stimme den Wehruf, den Wehruf an — doch möge das Gute siegen;

Und wieder:

Stimme den Wehruf, den Wehruf an — doch möge das Gute siegen;

Zugleich erläutert der Chor zu Beginn den Rahmen, in dem sich die Tragödie entfalten wird: Der Sieg über Troja wurde mit Hilfe einer Bluttat errungen, der Opferung der Iphigenie durch das Schwert ihres Vaters. Jetzt kehrt der siegreiche Vater von seiner Aufgabe heim, erwartet von der grausam betrogenen, auf Rache sinnenden Mutter und dem Fluch des Thyestes. Der Chor weiß, daß Mord und Wehklage bevorstehen, und er behauptet, daß durch Mord, Wehklage und Leid schließlich der Gute siegen werde. Es ist das von Zeus verkündete Gesetz:

Denn wer mit weiser Voraussicht Zeus die glänzenden Früchte des Sieges hingibt, wird die Fülle der Weisheit erringen.

— dem Zeus, der Sterblichen den Weg weist zum enken,
— dem Zeus, der geboten hat und bestimmt, daß Weisheit nur durch Leiden erwerbbar ist.

Leidtragender Kummer rinnt über die schlafenden Herzen der Menschen und bringt ihnen widerwillig die Kunst der Weisheit. Die Gnade der Götter auf ehrfurchtgebietendem Thron wird nur widerstrebend genommen. (S. 173-183)

Der *Agamemnon* endet damit, daß Klytaimestra und Aigisthos den König erschlagen, doch weder Weisheit noch Gnade sind in Sicht. Der Chor, der Agamemnon den Tod vorbestimmte, verflucht jetzt die Klytaimestra, weil sie sein Schicksal erfüllte:

Selbst da dein Geist noch rast von deiner Mordtat
paßt der Flecken Blut auf deinem Gesicht zu dir.
Entehrt, aller Lieben beraubt, wirst du büßen, Hieb für Hieb. (S. 1426-1430)

Klytaimestra und Aigisthos beteuern ihre Unschuld, weil ihre Tat vom Gesetz der Blutrache vorbestimmt war. Der Chor, in der widersprüchlichen Absurdität des Gesetzes gefangen, stimmt die Klage an und legt damit den Finger auf das ganze juristische Problem:

Eine Schandtät bringt die nächste hervor,
und ein Urteil zu versuchen ist aussichtslos.

Der Missetäter wird Opfer von Missetat,
der Mörder wird erschlagen.

Doch solange Zeus auf seinem Throne bleibt,
bleibt auch bestehen, daß der Täter leiden muß
— denn so lautet das Gebot.

Doch wer wird die Saat des Fluches von diesem Hause nehmen?

Unlösbar dem Unheile verbunden ist dieses Geschlecht. (S. 1560-1566)

In der *Totenspende*, der zweiten Tragödie in der Orestie, erreicht die Absurdität des Blutrache-Gesetzes einen weiteren Gipfel: Orestes erhält vom Gott Apollon den Befehl, das Gesetz zu befolgen und seine Mutter Klytaimestra zu töten, um das Blut seines Vaters zu rächen. Orestes' Charakter, geformt und geprägt von dem Gesetz, bricht plötzlich offen hervor: blutrünstiger Haß auf die Mutter, weil sie seinen Vater erschlug — bitterer Groll, weil sie ihn, ihren Sohn, zurückstieß, krankhafte Sehnsucht nach den lange verflossenen Tagen, da der Vater seine schützende Hand über ihn hielt. Orestes' Geisteszustand hat frappierende Ähnlichkeit mit der Haltung der Jugendlichen, die Ende der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts heranwachsen. Fast hört man den infantilen Orestes haßerfüllt zischen: „Der verd... Hure werde ich es heimzahlen!“

Doch Orestes zögert, die Tat auszuführen. Der Gott Apollon droht ihm mit ewiger Qual durch die schrecklichen Erinyen aus der Unterwelt, die Hüterinnen des Gesetzes der Blutrache. Wer seinen getöteten Vater nicht rächt, wird den Erinyen übergeben, die ihm ewig langsam Tropfen für Tropfen das Blut aussaugen, nachdem sie ihn durch ihren schrecklichen Anblick in den Wahnsinn getrieben haben. Apollon zwingt Orestes mit dieser Drohung zur Tat. Der Mord an Klytaimestra vollzieht sich vor den Augen des Publikums mitten auf der Bühne. Es ist eine Szene, die dem Zuschauer das Blut in den Adern gefrieren läßt:

Orestes: Du bist's, die ich suche. ...

Klytaimestra: Halt ein, mein Sohn; Hab' Erbarmen, Kind, mit dieser Brust, aus der du oft mit deinen Lippen, halb im Schlaf, die Muttermilch getrunken, die dich genährt.

Orestes: Pylades, was soll ich tun? Soll ich aus Mitleid meine Mutter schonen?

(...)



Totenmaske des Agamemnon. Bei Aischylos verkörpert Agamemnon einen arroganten, stolzen, eiteln Hohlkopf, der sich in seiner Königswürde und seiner Männlichkeit sonnt, grausam und blindwütig, ein Sinnbild blutiger, unzivilisierter Willkürherrschaft.



Antikes Theater in Athen.

Orestes: Komm hierher; Neben Aigisthos werde ich dich töten. Und weil du ihn, als er noch lebte, für besser hieltest als meinen Vater, so schlafe mit ihm auch im Tod, denn ihn liebtest du, und den du lieben solltest, haßtest du.

Klytāimēstra: Ich war es, die dich aufzog, nun nimm dich meines Alters an.

Orestes: Du erschlugst meinen Vater und willst noch bei mir Wohnung haben?

Klytāimēstra: Das Schicksal teilt die Schuld daran, mein Kind.

Orestes: Du gabst mir das Leben und warfst mich dann ins Elend.

Klytāimēstra: Mein Sohn, ich seh', du willst die Mutter töten. (S. 892-922, Auszüge)

Nachdem der Mord vollbracht ist, jauchzt der Chor, „daß unser Königshaus von seiner Schmach befreit“. Dem Gesetz ist genüge getan. Orestes, der seiner Wut und seinem infantilen Groll das Ventil öffnete, gerät über die vollzogene Rache in Hochstimmung. Dann plötzlich überkommt ihn der bittere Nachgeschmack. Und wenig später übermannt ihn die schreckliche Erkenntnis, was er angerichtet hat. Die Erinyen erscheinen, um sein Blut zu fordern für das vergossene Blut der Mutter. Orestes verliert den Verstand, und das Drama ist aus.

Der Chor, Hüter des verheerenden Gesetzes, hat das letzte Wort. In wehmütiger Stimmung spricht er:

Nun denn, zum dritten Mal suchte Eiswind heim das Königshaus mit seinem Fluch.

Erst wurden die unglückseligen Kinder geschlachtet zum Mahl.

Dann ereilte den königlichen achaischen Krieger, im Bade erschlagen, das Schicksal.

Und nun ist das dritte eingetroffen, nenn' ich es Retter oder Fluch?

Wann nur wird das rasende Unheil endlich sein Werk getan haben und Ruhe finden? (S. 1069-1080)

Im dritten Teil der Trilogie, den *Eumeniden*, nehmen die Erinyen, die Peiniger des Orestes, den Platz des Chores ein. Sie hüten den „Buchstaben des Gesetzes“ gegen alle Anfechter. Orestes fordert vom Gott Apollon, ihn von der Peinigung der rasenden Furien zu erlösen, weil Apollon selbst ihm die Ermordung Klytāimēstras geboten hatte. Apollon sagt jedoch, er habe keine Macht über die Gottheiten der Unterwelt und gibt ihm den Rat, er möge sich mit seinem Problem an Athene wenden. Das alte Gesetz der Blutrache samt seinen rachsüchtigen Hütern steht vor der Anfechtung. Es ist einmalig, auf welche Weise bei Aischylos das Gesetz angefochten wird: Athene, dem neuen Götterkreis zugehörig, im Gegensatz zu den alten

Göttern der Erde und Unterwelt, richtet einen Gerichtshof ein, aus den Bürgern ihrer Stadt Athen bestehend, wo der Fall zur Verhandlung kommen soll. Gesetz wird der rechtlichen Prüfung unterworfen. Nicht im ländlichen Argos oder Mykene wird Gericht gehalten, sondern in der Stadt Athen. Und die neuen Götter setzen den Maßstab für das zu fällende Urteil: Ist es gut für die Stadt?

Orestes, die Erinyen und Apollon erscheinen vor dem Gericht Athenes, um ihr Plädoyer vorzubringen. Athenes Geschworene sind die Bürger von Athen, die gleichen wie die ersten Zuschauer der aischyleischen Tragödie. Sie sollen das Urteil fällen. Der bedauernswerte Orestes macht geltend, daß er seine Mutter schließlich aufgrund des alten Gesetzes der Blutrache getötet habe: Apollon drohte ihm mit der Peinigung der Erinyen, wenn er das Blut seines Vaters nicht räche. Apollon plädiert für den Freispruch Orestes', weil das Gesetz der Blutrache nur im Fall der Ermordung von Blutsverwandten gelte und das patriarchalische Prinzip höher gelte als das matriarchalische: Kinder trügen das Blut des Vaters, nicht der Mutter, und folglich verdiene Orestes nicht die Peinigung der Erinyen, wenn er einen Blutsverwandten (seinen Vater) rächte, indem er das Blut eines Nicht-Blutsverwandten (seiner Mutter) vergoß.

Die Erinyen verteidigen das matriarchalische Prinzip und ihr Recht, Rache zu fordern. Würde man sie an ihrer Aufgabe hindern, so müßten Chaos und Anarchie die Zivilisation zerstören. Sie müßten Orestes' Blut bekommen, damit die Rechtsordnung nicht zusammenstürzt.

Gericht, Geschworene und Publikum sind jetzt aufgerufen, das Urteil zu fällen. Nachdem die Götter des alten Blutgesetzes gesprochen haben, nachdem ihr unglückliches Geschöpf Orestes ohnmächtig sein Dilemma vorgetragen hat und nachdem Apollon, der halb dem alten und halb dem neuen Götterkreis angehört, sich für das patriarchalische Prinzip aussprach, betritt ein neuer Schauspieler die Bühne, um den dramatischen Knoten aufzulösen: das Urteilsvermögen des Publikums, eine Charakterfähigkeit, die Geschöpfen des alten Gesetzes wie Orestes völlig abgeht.

Die Orestie erreicht ihren Höhepunkt, als die Bürger eines wohlgeordneten Staates sich die Frage stellen: „Wie bringen wir diese chaotische Situation in Ordnung? In seinen Grenzen war das Gesetz gut — es war geschrieben in dem Geist, durch Androhung der Rache vom Mord abzuschrecken. Doch wenn man es buchstabengetreu befolgt, wird eine unendliche Kette tödlicher Rache alles in einem Meer von Blut ersticken. Wie schützen wir den „Geist“, die Absicht des Gesetzes vor der zerstörenden Macht des „Buchstabens“?“ Es zeigt sich, daß die Geschworenen keine Entscheidung finden. Zur Hälfte stimmen sie für die weitere Bestrafung Orestes' nach dem alten Gesetz, zur Hälfte für seine Begnadigung. Aischylos' Athene greift ein und schafft eine gerechte Lösung des Konflikts.

Aischylos' Athene bringt eine völlig neue Gesetzesvorstellung mit, die von den Geschworenen verlangt, sich über die Leidenschaften und Schrecken des alten Gesetzes zu erheben, über die Erinyen, über die finsternen Ungeheuer im kindischen, unglücklichen Geist eines Orestes: Ein Gesetz, das nicht von dunklen Mächten blindlings verhängt wird, sondern das dem

reifen Urteilsvermögen Erwachsener entspringt. Recht ist, was das Urteilsvermögen zur Reife bringt und den menschlichen Geist über Schrecken wie die Erinyen erhebt.

So leitet Aischylos aus dem Inhalt des herrschenden Gesetzes den Begriff des höheren Rechts her, welches das Blutgesetz durch ein rechtlich wohlüberlegtes Urteils ablöst. In dem berühmtem Gebot an den neugegründeten Gerichtshof, den Areopag, sagt Aischylos durch Athenes Mund:

Hört daher mein Gebot, ihr Bürger Attikas,
die ihr erstmals richten werdet über vergoßnes Blut.
Von nun an soll auf ewig dieses souveräne Gericht
dem Volk des Aigeus verbleiben.

Und auf diesem Areopag, einst Sitz der Amazonen,
wo ihre Zelte sie aufschlugen, als im Zorn sie unsere
Stadt berannten, ...

auf diesem Hügel, sage ich, sollen Ehrfurcht und ihre
Schwester Furcht,
die meinen Bürgern innewohnen, sie von Unrecht ab-
halten

Tag und Nacht, damit die Bürger nicht zulassen,
daß üble Einflüsse ihre Gesetze verderben.

Denn besudelst du sauberes Wasser mit Schlamm,
wirst du nirgendwo mehr Trinkwasser finden.

Weder Anarchie noch Tyrannei rate ich
meinen Bürgern zu,

noch, alle Furcht aus der Stadt zu verbannen,
denn welcher Sterbliche wäre so vermessen, nichts zu
fürchten?

So steht denn in Gesetzesfurcht nur vor der Majestät
der Bollwerke eurer Stadt und eures Staats,
so wie sie noch kein Mensch zuvor besaß
von Skythien bis hinab zum Land des Pelops.

So weihe ich nun dieses souveräne Gericht,
von Habsucht nicht berührt, würdig, tapfer,
Wächter des Landes, wachsamer Hüter, wenn alles
schläft.

(S. 681-706)

Athenes Stimme gibt den Ausschlag für Orestes' Freispruch und vollendet damit die Aufgabe der Verhandlung. Orestes darf heimkehren zu seinen kleinen Sorgen, von seinen Peinigen befreit, aber nicht klüger geworden. Er interessiert niemanden mehr. Apollon, der sich für eine patriarchalische Herrschaft stark machte, darf über die Uneindeutigkeit des Ergebnisses sinnieren: die matriarchalische Tyrannei ist gestürzt, wird aber keineswegs durch ihr patriarchalisches Gegenstück ersetzt. Eine Frau, Athene, beseitigt das blutrünstige Matriarchat, überträgt die Souveränität der Gesetzgebung aber nicht einem schrecklichen Vater, sondern Bürgern, die nach ihrem Willen erwachsen werden müssen. So verläßt uns mit Orestes auch Apollon. Und Aischylos' Athene begibt sich nach dem Gerichtsprozeß an die Vollendung ihrer eigentlichen Aufgabe — in der Sicherheit des neugeschaffenen höheren Rechts.

Das höhere Recht

In der oresteischen Trilogie führte uns Aischylos mit einem Sprung von einer Welt, in der das Rechtssystem von „Blut und

Boden“ herrschte, verwaltet von Göttern mit willkürlicher Hand, in die neue Welt eines anderen Rechtssystems, wo das wohlüberlegte Urteil souverän denkender Menschen herrschen soll. In der alten Welt wohnt die Rechtssouveränität in den blutrünstigen Leidenschaften, denen die Menschen dienen — in der neuen Welt ruht die Rechtssouveränität in der Urteilsfähigkeit von Menschen, denen die Leidenschaften dienen. Der Übergang beweist die wirksame Existenz eines *höheren Rechts über den herrschenden Gesetzen*, d.h. eines Rechts mit höherer Wirkungskraft. Jedes herrschende Recht ist zwangsläufig mit Unstimmigkeiten belastet, mit der unvermeidlichen Lücke zwischen dem „Geist“ und dem „Buchstaben“ des Gesetzes. Kein herrschendes Recht, ganz gleich, wie geschickt es in Gesetzesform vorliegt, kann dem Schicksal entgehen, absurd zu werden, wenn man es bis zum Extrem treibt, wie unter anderem Richter Holmes wiederentdeckte.

Um diese wiederkehrenden Unstimmigkeiten, „Widersprüche“ im „herrschenden Recht“ zu beheben, muß sich unsere Urteilskraft von den juristischen Fesseln und den eifersüchtigen Hütern, den Erinyen des „herrschenden Rechts“ befreien können und einem Rechtsprinzip Geltung verschaffen, das höhere Wirkungskraft besitzt als das „herrschende Recht“, dem „Geist“ und den „Absichten“ des alten „herrschenden Rechts“ Rechnung trägt und zugleich eine Rechtsstaatlichkeit in jenem rechtlichen „Niemandland“ errichtet, wo die alten Gesetze wirkungslos wurden.

Das aischyleische Konzept des höheren Rechts in der *Orestie* ist in jeder Hinsicht identisch mit Platons annähernd einhundert Jahre später formulierten Begriff der höheren Hypothese. Ebenso ist der Rechtsbereich, den Aischylos als „vorherrschendes Recht“ behandelt, identisch mit dem epistemologischen Bereich, den Platon die „vorherrschende Meinung“ im Gegensatz zur „wahren Meinung“ nennt. Die meisten Menschen in unserer Gesellschaft sind es bisher gewohnt, den Inhalt ihres Denkens nach der „vorherrschenden Meinung“ zu ordnen, und sie richten daher ihr Handeln, bestimmt vom Ideengehalt ihres Denkens, nach dem „herrschenden Recht“ aus.

Die psychologischen Phänomene, die Aischylos in der archaischen Rechtswelt von „Blut und Boden“ analysiert, sind für jede „herrschende Rechtsordnung“ charakteristisch. Gleich welches das beherrschende Rechtsprinzip ist, wirkt das Ordnungsprinzip dieser Welt, ihre Macht, auf den einzelnen Menschen nicht anders als im untersuchten Fall der *Orestie*: Es wirkt als Antriebskraft der Emotionen, die im Einzelnen aufwallen. Weshalb das so ist, kann man leicht sehen:

Die letzte Antriebskraft für das Handeln der Menschen ist das *Streben* zum Dasein und das *Streben*, das Dasein zu rechtfertigen. Letzten Endes vereinigen sich diese beiden Bestrebungen in einer einzigen: Menschen wollen *gut sein*. Unseren ersten Begriff von dem, was gut ist, erhalten wir von der Rechtsauffassung der Gesellschaft, in die wir hineingeboren werden. Indem wir uns so einen ersten Begriff vom Guten bilden, bestimmt das Rechtswesen letztlich die Ausformung unseres innersten Eigentums, unserer Vorstellung, wie wir sein wollen, unseres *Selbstverständnisses*.

Diese Identität unserer selbst, die durch die jeweilige Rechtsauffassung geformt wird, ist das Ordnungsprinzip der gren-

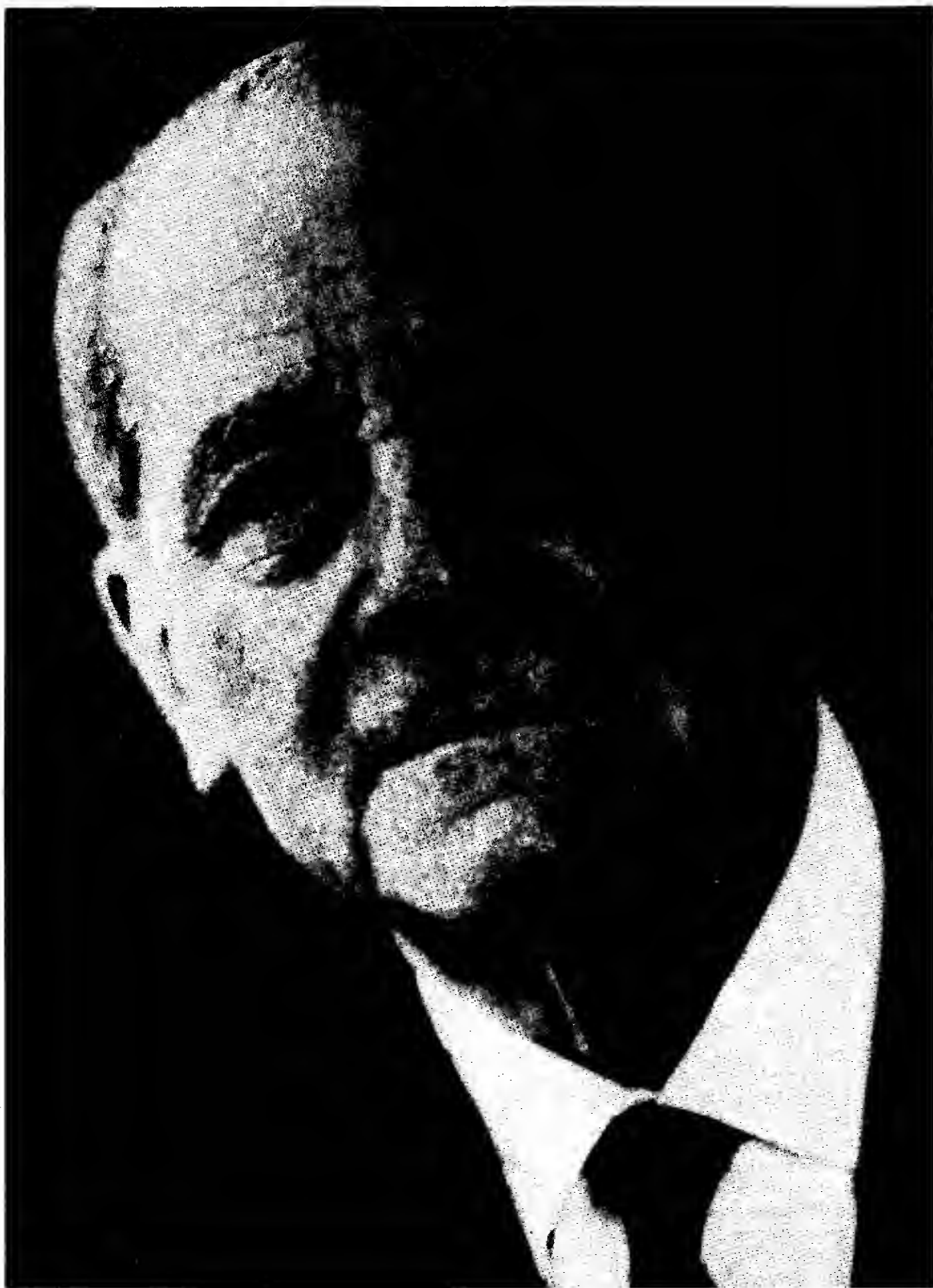
zenlosen inneren Welt unserer Gefühle und Leidenschaften, all unserer Emotionen, die wilde Bestie in uns genauso wie unsere zärtlichsten Gefühle, unsere fruchtbarste Ruhe wie unsere leidenschaftlichste Liebe. Wenn wir in den tiefsten Abgründen dieser Welt der vorherrschenden Gesetze leben, ist unser Leben lediglich ein Spielball dieser schrecklichen Mächte in unserem Innersten. Nicht wir selbst leben dann unser eigenes Leben, sondern diese Leidenschaften, die sich in uns entfalten und durch uns leben, bestimmen uns. Doch wenn es das Leben dieser Monster und nicht unser Leben ist, das wir so leben, was meinen wir dann mit „wir“?

Das ist eine sehr aufschlußreiche Weise, über „uns“ zu sprechen. Das „ich“ beinhaltet die Summe aller Leidenschaften und Neigungen, all der Emotionen und Stimmungen, die wir mit uns herumtragen und die uns so nah und lieb erscheinen. Mit dem wirklichen menschlichen Ich meinen wir jedoch hier den Bereich unseres Geistes, der von außen all jene Leidenschaften beobachtet und weiß, daß die Leidenschaften ihm dienen und lediglich Aspekte der Persönlichkeit, nicht ihr Wesen sind. Das Ich ist unser Bewußtsein, unsere souveräne Identität, die für sich selbst existiert, unabhängig von unserem jeweiligen Gefühlszustand. Wir können somit unabhängig von unseren „eigenen“ Leidenschaften existieren. Unseren „ureigenen“ Leidenschaften kommt keinerlei Existenz außerhalb unserer selbst zu.

Da die jeweilige Rechtsauffassung, das sog. „herrschende Recht“ der Gesellschaft, in die wir hineingeboren werden, unsere Emotionen gestaltet und über sie herrscht, werden auch unsere inneren Konflikte, unser Leiden und unsere Leidenschaften durch die Art und Weise bestimmt, wie sich die jeweilige Rechtsauffassung gestaltet. Da die „geltende Rechtsauffassung“ notwendigerweise von einer schlechten Unendlichkeit von „Grauzonen“ durchsetzt ist, von Diskrepanzen und Widersprüchen zwischen dem „Geist“ und dem „Buchstaben“ der Gesetze, müssen diese „Antinomien“ und „Heteronomien“, die man vom erkenntnistheoretischen Standpunkt als „Paradoxe“ betrachtet, zu den Fallstricken werden, in denen sich unsere Emotionen in einem endlosen, fruchtlosen Kampf verfangen und verstricken. Aus diesen unzähligen inneren Konflikten entstehen kriminelle Handlungen, die die soziale Ordnung und das Rechtswesen mit unerhörter Zerstörungswut bedrohen.

Unsere Leidenschaften sind, wenn wir sie sich selbst überlassen, in derselben Weise in Widerspruch zwischen „Geist“ und „Buchstaben“ des Gesetzes verfangen wie Orestes zwischen dem von altersher festgelegten Gebot, daß er das Blut seines Vaters räche, und der Bestimmung, daß er für die Ermordung seiner Mutter bestraft werden müsse. Sind wir tragische, unselige Gefangene unserer „unabhängigen“ Leidenschaften, die wir nicht selbst unter Kontrolle haben, werden wir so in die zermalmenden Konflikte des „herrschenden Rechts“ getrieben. Wie können wir unter diesen Bedingungen überleben, und wie haben wir bisher als Einzelmenschen und als Zivilisation überlebt?

... Fortsetzung auf Seite 53



Carl Schmitt

Studie über den Juristen Carl Schmitt

Über die Willkür im Recht

Von Andreas Buck

Bis zu seinem Tod in diesem Jahr galt Carl Schmitt im Nachkriegsdeutschland als persona non grata in der juristischen Profession. Es war ihm nicht gestattet, an einer deutschen Universität zu lehren. Umso erstaunlicher sein erheblicher Einfluß auf die juristische und politische Landschaft in Deutschland. Denn obgleich er kein Lehramt ausübte, konnte er sich über Mangel an Schülern nicht beklagen, die heute hohe Staatsämter bekleiden oder in einflußreichen Privatinstitutionen sitzen, die geeignet sind, das politische Gesicht der Republik zu prägen, zumindest aber in Bewegung zu setzen. Mohler zieht die Fäden hinter der „Konservativen Revolution“, Rohrmoser hält mit seinem Weikersheimer Kreis die CDU in Atem, Forsthoffs Lehrbuch des Verwaltungsrechts war richtungsweisend für die Jurastudenten der letzten dreißig Jahre, Böckernförde sitzt nach einer akademischen Musterkarriere in Freiburg inzwischen im Bundesverfassungsgericht etc.

Aber nicht nur in Deutschland, auch im Ausland genießt Carl Schmitt ungemindert Ruhm und Ansehen. Zeitweilig war sein Domizil im westfälischen Plettenberg mit einer Pilgerstätte vergleichbar, zu der aus aller Welt seine Anhänger und Bewunderer strömten, um den Worten des Meisters zu lauschen. Vor allem in Spanien, aber auch in Frankreich, in Lateinamerika und seit neuestem auch den Vereinigten Staaten ist die Carl Schmitt Rezeption durchweg positiv, von kritisch-fasziniert bis schlicht enthusiastisch.

Was macht die Faszination des Mannes aus, den manche den „Kronjuristen Hitlers“ nannten, der in den zwanziger und dreißiger Jahren mit seinen Schriften der Weimarer Republik das ideologische Grab schaufelte, als er das parlamentarische System als Quatschbude anprangerte und einen unverhohlenen Cäsarismus predigte?

In den zu seinem Todestag erschienen Nachrufen ist immer wieder die Rede von der „sprachlichen Brillanz“ Carl Schmitts, seiner Fähigkeit, ein politisch-juristisches Konzept in gestanzten Sätzen attraktiv zum Ausdruck zu bringen. Schnell werden dann Schmitt-Sätze zitiert wie „souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet“ oder „alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre sind säkularisierte theologische Begriffe“. Doch scheint es, als ob über diese Sätze hinaus wenig über Schmitts eigentliches Anliegen bekannt wä-

re, einmal abgesehen von einer fast mystisch-programmatischen Verehrung seiner Person als einer der führenden Köpfe der „Konservativen Revolution“. Die vordergründige Faszination des Juristen Carl Schmitt läßt sich wohl am besten damit erklären, daß er in den 20er und 30er Jahren die schärfsten politischen „Bestandsaufnahmen“ vornahm, — insbesondere seine Kriegserklärung an die parlamentarische Demokratie — die in ihrer krassen Diktion dem umstürzlerischen Denken sowohl auf der Linken wie auf der Rechten weitgehend entsprach. In einem kürzlichen Nachruf auf Wolfgang Abendroth, — übrigens in derselben *tageszeitung*, die vor einiger Zeit eine längliche Hommage an Carl Schmitt abdruckte — war zu lesen, Schmitts Analysen hätten an Tiefenschärfe, wenn auch in verschleierte Form, durchaus den Vergleich mit den Analysen der KPD-Linksabweichler Thalheimer und Brandler ausgehalten. Wen kann es wundern, wenn der „linke“ Wolfgang Abendroth angesichts soviel Tiefgangs sich zeitweilig überlegt hat, seine Disseration bei dem „rechten“ Carl Schmitt zu schreiben?

In der Tat läßt sich Carl Schmitt schwer, wenn überhaupt in ein linkes oder rechtes Schema pressen. Vielmehr ist er geradezu die Verkörperung eines nazi-kommunistischen Juristen (ein anderer ist Hitlers Scharfrichter Roland Freisler, der ohne Not den Sprung von der Kommunistischen Partei in die höchsten Reihen der Nazis schaffte), weshalb sich seine Anhängerschaft denn auch aus Protagonisten der rechten wie linken Szene zusammensetzt. Anscheinend weit auseinanderklaffende Positionen eines Mohler, Rohrmoser auf der einen, eines Alexandre Kojève (führte Hegel in Frankreich ein und brachte 1967 die Berliner SDS-Strategen auf Linie), Tierno Galvan (Madrids „kommunistischer“ Bürgermeister) oder Otto Kirchheimer vom Institut für Sozialforschung auf der anderen Seite, sie alle finden im Schrifttum Carl Schmitts ihren gemeinsamen Nenner.

Heute, da sich unschwer sowohl in der linken wie in der rechten politischen Szene eine starke „Staatsverdrossenheit“ bemerken läßt, erinnert man sich auf beiden Seiten wieder gerne dieses ständig wütenden Juristen. Im folgenden soll deshalb dargestellt werden, aus welchem geschichtlich-philosophischen Nährboden sich Carl Schmitts literarische Apokalypse speist

und wie sich seine „theologische Staatslehre“ nahtlos einfügt in die recht irdischen Vorstellungen eines feudalen Sklavenhaltermodells. Untersucht werden soll auch der diesem Modell der „organisierten“ Rechtlosigkeit zugrunde liegende „Gesetzesbegriff“, kurz skizziert an der für Schmitt so bestimmenden Gestalt von Dostojewskis „Großinquisitor“. Schließlich noch einige Gedanken zu Schmitts Alpträumen, wenn von Schillers ästhetischem, freiheitlichen Staat die Rede ist.

I. Sammelpunkt Capri: Savignys Volksgeist wird zum faschistischen Ungeist

Denkt man über die Wurzeln der Staatslehre Carl Schmitts nach, wird man unweigerlich auf Friedrich Carl von Savigny und die Lehren der „Historischen Rechtsschule“ stoßen. Die von dieser Schule entwickelte vollkommene Relativierung jeder Rechtsordnung, d.h. die Willkür als oberster Rechtsgrundsatz, findet in den Lehren Carl Schmitts ihren dichtesten Ausdruck (in der Musik vergleichbar mit der Entwicklung von Wagner zu Stockhausen). Hatte Savigny die Rechtsentwicklung noch einem römisch-rechtlich inspirierten „Volksgeist“ zugewiesen, der unabhängig von der menschlichen Vernunft und den Naturgesetzen beliebig bestimmt, was rechtens sei und was nicht, spricht Carl Schmitt vom Recht als einem „Situationsrecht“, wo der gerade Mächtigste, der Souverän, bestimmt, was politisch-rechtlich dekretiert werden soll. Er schreibt: „Es muß eine normale Situation geschaffen werden, und souverän ist derjenige, der definitiv darüber entscheidet, ob dieser normale Zustand wirklich herrscht. Alles Recht ist ‚Situationsrecht‘. Der Souverän schafft und garantiert die Situation als Ganzes in ihrer Totalität.“

Wenn Carl Schmitt über „normale Situationen“ redet, ist dies außergewöhnlich. Dieser Verfasser fühlt sich geistig nur im „Ausnahmestand“ wohl, weshalb auch sein ganzes Werk um diesen Ausnahmestand kreist. Normale Situationen sind ihm fremd. Schmitt würde niemals auch nur den Versuch unternehmen wollen, zu definieren, was er unter einem „normal“ funktionierenden Staatswesen versteht, geschweige denn entsprechende politische und juristische Forderungen aufstellen. Ihn interessiert lediglich das politisch Kranke, der Aufruhr, der Wandel als solcher und er kennt daher folgerichtig im politischen Leben nur Freund und Feind. Sein Selbstverständnis ist das eines Partisanen. In seinem Buch „Politische Theologie“, einer Bekenntnisschrift, deren erstes Kapitel mit dem oben zitierten Satz „souverän ist, wer über den Ausnahmestand entscheidet“ beginnt, behandelt er ausschließlich diesen politischen Ausnahmestand, in dem jede Gesetzesordnung außer Kraft gesetzt ist und sich ein ungezügelter Vitalismus Bahn bricht. In seiner weiteren akademischen Laufbahn kam er immer wieder auf diese Situation der Gesetzlosigkeit zurück, wo über Macht und Machtlosigkeit entschieden wird.

Tatsächlich kennt die Geschichte zahlreiche solche Ausnahmestände, in denen sich das weitere Schicksal der Menschheit unweigerlich entscheidet. Schiller hat solche geschichtliche Situationen in seinen Dramen eindringlich gezeichnet und sie als den dramatischen „punctum saliens“ charakterisiert, von dem ab eine menschliche Intervention nicht mehr mög-

lich ist und die „Dinge ihren schicksalhaften Lauf nehmen“. Bei Carl Schmitt hat diese Intervention jedoch keinerlei programmatische Tiefe, er sagt nicht, was vernünftig wäre und was nicht, da er niemals einen aktuellen „Ausnahmestand“ beschreibt. Die „Stunde der Entscheidung“ ist für ihn lediglich ein grausig-faszinierendes Spektakel der Machtdemonstration, wo das Gesetz des Dschungels zur Rechtsordnung erhoben wird.

Geschrieben wurde die „Politische Theologie“ im Jahr 1922, als in oligarchischen Kreisen entschlossen über ein totalitäres Cäsaren-Projekt für Europa nachgedacht wurde, um die durch den Ersten Weltkrieg wirtschaftlich, politisch und kulturell in jeder Hinsicht aus den Fugen geratene bürgerliche Ordnung, die sich immer noch an irgendwie geartete republikanisch-demokratische Staatsformen klammerte und sich auf dieser Grundlage eine Lösung der anstehenden Probleme erhoffte, in eine eindeutig feudale Rechts- und Gesellschaftsordnung zu transformieren. Mussolini war der Prototyp eines solchen Cäsars, dem später Hitler mit seinem nationalsozialistischen Wahnsinn folgen sollte.

Oswald Spengler faßte diese „Führer-Stimmung“ in einem Vortrag vor dem Hamburger Überseeklub am 28. April 1924 folgendermaßen zusammen: „Wir treten in ein Zeitalter, wo auch die Außenpolitik in der Gestalt, die überpersönlich und seit Jahrhunderten herangewachsen ist und die wir irgendwie mit den Worten Legitimität, Verfassung, politische Tradition, diplomatischer Stil bezeichnen möchten, in Formen übergeht, die dem Charakter einzelner Persönlichkeiten entsprechen. Von Rußland darf man sagen, daß die Sowjetrepublik die *persönliche Form Lenins* gewesen ist. In Südafrika war schon lange vor dem Krieg der Aufbau der Staatengruppe ein ganz *persönlicher Ausdruck* der Arbeitsweise von Cecil Rhodes gewesen. Und das heutige Italien entspricht dem *persönlichen Geschmack* Mussolinis. Es ist der Cäsarismus der Zukunft, der sich in diesen Erscheinungen meldet.“

Das Zentrum dieser Diskussionen und Überlegungen über den „Cäsarismus der Zukunft“ befand sich auf der italienischen Insel Capri, wo sich Bolschewisten und Faschisten gleichermaßen trafen, um ihre Projekte zu beratschlagen. Wenn auch nicht dokumentiert ist, ob sich Carl Schmitt in Capri aufgehalten haben mag oder nicht, so sind seine Schriften jedenfalls gekennzeichnet von dem heidnischen Klima, in dem sich Anthroposophen, Theosophen, Mithra-Kultisten, Bolschewiken etc. zu jener Zeit auf Capri suhlten. Allen gemeinsam war die Überzeugung, daß jede demokratische Staatsform, wo der Bürger an politischen Entscheidungsfindungen beteiligt ist und die Verantwortung für das Staatswesen auf vielen Schultern lastet, zu verwerfen sei. Die „Capri-Gemeinde“ sah in der bürgerlichen Gesellschaft lediglich eine „diskutierende Klasse“ (una clase discutidora, ein Begriff, der auf den spanischen Reaktionär Donoso Cortes zurückgeht, von dem Carl Schmitt stark beeinflusst war), die sich politischen Entscheidungen entzieht und stattdessen alle politischen Aktivitäten über Presse und Parlamente ins Reden verlegt und aus diesem Grund den sozialen Kämpfen der Zeit nicht gewachsen ist. Der „starke Mann“, der „Trommler“, der die stupiden Massen in seinen Bann zieht und sich durch Akklamation bestätigen



Friedrich Karl von Savigny, Oswald Spengler und Friedrich Nietzsche.

läßt, entstand als konkrete Idee auf Capri und wurde mit Hitler und seinen nationalsozialistischen Sturmtruppen realisiert.

Die Parallelen dieses Gedankenguts auf der „Rechten“ und den Avantgarde-Debatten bei den „Linken“ sind offensichtlich. Ironischerweise hatten auch die Bolschewiken Capri als Kultszene erwählt. Schon 1909 war auf Capri die erste bolschewistische Lehranstalt für „Propaganda und Arbeiteragitation“, bekannt auch als die „Schule von Capri“, eröffnet worden. Die Idee des „Proletkults“ (ohne Proleten keine Avantgarde) stammt aus dieser Schule. Führende Leute dieser Schule waren die „linken Bolschewisten“ Bogdanow, Maxim Gorki und Anatolij Lunatscharskij. An den Diskussionen auf Capri beteiligten sich auch Lenin, Rosa Luxemburg, Leo Trotzki und Josef Stalin.

Was die Insel Capri für Kommunisten wie Faschisten symbolisch so attraktiv macht, ist die Tatsache, daß der römische Kaiser Tiberius dort sein Domizil aufgeschlagen und auch seine Amtsgeschäfte von dort leitete. Tiberius ging in die Geschichte als Verkörperung des „Anti-Christen“ ein, der Jesus Christus hatte ermorden lassen. Stefan George, der Dichterliebling der „Konservativen Revolution“ hat in seinem Gedicht „Anti-Christ“ diesem Tiberius-Kult seine Reverenz erwiesen. Einig sind sich Faschisten wie Kommunisten in ihrer vehementen Zurückweisung der Existenz eines schöpferischen, vernünftigen Individuums, das sich gemäß dem Auftrag in der Genesis, als Stellvertreter Gottes auf Erden, die Erde untertan macht. Stattdessen sehen wir bei ihnen die Weltgeschichte von Phantasiegebilden wie dem „gesunden Volksempfinden“ oder der „Arbeiterklasse“ bewegt.

Ein bezeichnendes Beispiel für das wahnsinnige Geistesklima auf Capri zu jener Zeit ist die absurde Episode, wonach Hermann Göring eigens nach Capri gereist war, um das Anwesen des Tiberius für Adolf Hitler zu erwerben. Das Grundstück gehörte damals einem Schweden namens Axel Munthe, der

dort als eine Art Hohepriester des Tiberius-Kults fungierte. Göring vertraute Munthe an, Hitler sei eine Reinkarnation des Tiberius, und folglich sei es Tiberius selbst, der Anspruch auf sein Besitztum erhebe. Munthe verspottete Göring und bestand seinerseits darauf, er selbst, Munthe, sei die gegenwärtige Reinkarnation des Tiberius.

Eine indirekte, aber durchaus bezeichnende Verbindung zwischen „Capri-Gemeinde“ und Carl Schmitt besteht in der Person Walter Benjamins. Dieser ursprünglich rechts angesiedelte Kunsttheoretiker, der 1913 noch in einem Entwurf für ein antireformerisches Gymnasium geschrieben hatte, dessen „Griechentum sollte nicht ein fabelhaftes Reich der Harmonien und Ideale sein, sondern jenes frauenverachtende, männerliebende Griechentum des Perikles, aristokratisch; mit Sklaverei; mit den dunklen Mythen des Aischylos“, wandelte sich auf Capri unter dem Einfluß der kommunistischen Aktivistin Asja Lacs vom rechten Saulus zum „marxistischen“ Paulus.

In der Folgezeit gebärdet sich Benjamin streng dia-materialistisch, was ihn jedoch nicht davon abhält, Denkweise und Methode Carl Schmitts zu übernehmen. In einem Bekennerbrief vom Dezember 1930 schreibt Benjamin an Carl Schmitt: „Sie erhalten dieser Tage vom Verlage mein Buch „Ursprung des deutschen Trauerspiels“. Mit diesen Zeilen möchte ich es Ihnen nicht nur ankündigen, sondern Ihnen auch meine Freude darüber aussprechen, daß ich es auf Veranlassung von Herrn Albert Salomon, Ihnen zusenden darf. Sie werden sehr schnell bemerken, wieviel das Buch in seiner Darstellung der Lehre von der Souveränität im 17. Jahrhundert Ihnen verdankt. Vielleicht darf ich Ihnen darüber hinausgehend sagen, daß ich auch Ihren späteren Werken, vor allem der „Diktatur“, eine Bestätigung meiner kunstphilosophischen Forschungsweisen durch Ihre staatsphilosophischen entnommen habe. Wenn Ihnen die Lektüre meines Buchs dieses Gefühl verständlich erscheinen läßt, so ist die Absicht meiner Übersendung erfüllt.“

In den Reihen der „Neuen Linken“ hat man diesen Brief Benjamins (mit dessen Büchern unterm Arm die Drogenszene in Paris in den 60er Jahren die Boulevards bevölkerte) lange Zeit als „nestbeschmutzend“ aufgefaßt, heute, da man bereit ist, auch Carl Schmitt in die Arme zu schließen, haben sich die einstigen Berührungängste in eitel Wohlgefallen aufgelöst.

II. Schmitts staatspolitischer „Don Juanismus“

In Carl Schmitt treffen sich die dem Christentum feindlich gesonnenen Pole der linken wie der rechten Seite. Man wird in Carl Schmitts Schriften nie eine Überlegung über das Warum des von ihm so geliebten „Ausnahmezustands“ finden, insbesondere nie ein Wort über die ökonomischen Grundlagen eines geordneten Staatswesens, und auch nicht über die kulturell-moralischen Grundwerte, die die Gesellschaftsordnung beherrschen oder zumindest beherrschen sollen (er bezeichnet dies als irrealer „jesuanische Frömmigkeit“). Allein von einem solchen Ausgangspunkt könnte plausibel die „Ausnahme“ definiert werden, mit konkreten programmatischen Aussagen über die notwendige politische Aktion, um gegenwärtige Krisen zu wenden. Bei Schmitt hingegen hat sich der „Ausnahmezustand“ zum Begriff verselbständigt, aus dem sich „logisch“, ohne Ansehung von Recht und Gesetz, von Wahrheit und Menschlichkeit, ein politisches Aktionsprogramm für das Überleben des Althergebrachten ableitet.

Typisch für diesen Schriftsteller ist die Gemütskälte, die ihn nur in abstrakten Begriffen über das Staatswesen nachdenken läßt, in dem es nur zufällig menschliche Individuen gibt, die zudem in jeder Hinsicht manipuliert werden können. Schiller dürfte an Leute wie Carl Schmitt gedacht haben, als er schrieb: „Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüts ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umgange nach von dem Reichtum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Übergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie notwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben und eine eingeschränkte Sphäre von Objekten ihren Reichtum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren.“

In der Tat kann man sich bei der Schmitt-Lektüre nie von dem Eindruck freimachen, daß hier ein vollkommen geblockter Verstandesmensch sich mühsam von einem dünnen Begriff zum anderen hangelt und dessen Einbildungskraft reduziert ist auf die Erstellung eines in sich stimmigen staatspolitischen Begriffskatalogs ohne Bezug auf Sinn und Zweck desselben. Die ständig rückwärtsgerichtete historische Orientierung ist mit gewaltiger intellektueller Energie auf die formale „Legitimation“ politischen Handelns bedacht, wodurch sich Schmitts Schriften einerseits durch einen ungewöhnlichen geschichtlichen Formalismus (er überträgt die juristische Technik der Subsumtion auf Geschichte und Politik), andererseits durch eine nicht weiter definierte, entscheidungsschwangere Götterdämmerung auszeichnen.

Beispielhaft für solcherart analytischer *l'art pour l'art* ist jene Stelle in der „Politischen Theologie“, wo es heißt: „Dazu (zur Handhabung des Ausnahmezustands — A.B.) gehört vielmehr



Insel Capri

eine unbegrenzte Befugnis, das heißt die Suspendierung der gesamten bestehenden Ordnung. Ist dieser Zustand eingetreten, so ist klar, daß der Staat bestehen bleibt, während das Recht zurücktritt“. Diese Stelle ist insofern symptomatisch, als Schmitt im Zusammenhang mit der Außerkraftsetzung der bestehenden Ordnung von einer unbegrenzten Befugnis (= Legitimität) redet. Dieses formale Argumentieren entspricht ganz und gar feudaler Denkweise, die auch noch für den brutalsten Killerakt irgendwelche rechtlichen Ansprüche, Befugnisse, Präzedenzen etc. beansprucht. Diese Befugnis läßt sich natürlich am besten aus der „historischen Gewachsenheit des Rechts“ ableiten, unter Umgehung vernunftgeborener Gesetze, die genau diese Befugnis nicht mehr einräumen.

Und anderswo, in derselben Schrift, kann man lesen: „Der Ausnahmefall offenbart das Wesen der staatlichen Autorität am klarsten. Hier sondert sich die Entscheidung von der Rechtsnorm und die Autorität beweist, daß sie um Recht zu schaffen, nicht Recht zu haben braucht“. Allein wichtig für Schmitt ist die Macht zur Manipulation, was er als „Souveränität“ bezeichnet. Schöpferische Individuen, eine optimistische Weltsicht kann es in dieser Begriffswelt nicht geben. Die verordnete Unfreiheit des Individuums, dem die Fähigkeit zur freien Entscheidungsfindung schlicht abgesprochen wird, hat, ungesagt aber denknotwendig, eine feudale Sklavenhaltergesellschaft zur Konsequenz.

Der faschistische Charakter von Schmitts Einstellung, — mit deutlichen Parallelen zu der heutigen grünen Bewegung und deren „Spontanität“, aber auch zu Savignys „Historischer Rechtsschule“ —, zeigt sich in dem ungezügelter Vitalismus des Hier und Jetzt (Direkte Aktion) ohne Berücksichtigung irgendeines unveräußerlichen natürlichen Menschenrechts. Schmitt schreibt in der „Politischen Theologie“: „Gerade eine

Philosophie des konkreten Lebens darf sich vor der Ausnahme und vor dem extremen Falle nicht zurückziehen, sondern muß sich im höchsten Maße dafür interessieren. Ihr kann die Ausnahme wichtiger sein als die Regel, nicht aus einer romantischen Idee für das Paradoxe, sondern mit dem ganzen Ernst einer Einsicht, die tiefer geht als die klaren Generalisationen des durchschnittlich sich Wiederholenden. Die Ausnahme ist interessanter als der Normalfall. Das Normale beweist nichts, die Ausnahme beweist alles; sie bestätigt nicht nur die Regel, die Regel lebt überhaupt nur von der Ausnahme. In der Ausnahme durchbricht die Kraft des wirklichen Lebens die Kruste einer in Wiederholung erstarrten Mechanik.“ Dieser hymnische Ausbruch auf Lebensgier und unkontrollierte Machtausübung ist eine Konstante in Schmitts Schriften und es zeigt sich in dieser Passage auch, daß die Prägnanz der Sprache, die so oft an diesem Mann gelobt wird, viel öfter einem sinnentleerten, fiebrigen Wortgeklängeleicht weicht.

Die Verachtung Schmitts für jede naturrechtlich bestimmbar Norm ist eine Art staatspolitischer Don Juanismus, eine Vagabundage im Bereich der Unwägbarkeiten und des ständigen Vabanque-Spiels mit Menschenleben und Nationenschicksalen, solange nur die Pfründe der Oligarchie nicht angetastet werden. Wie Don Juan keine Liebe kennt, sondern nur den



Walter Benjamin

„Ausnahmestand“ der Eroberung und der schnellen Flucht ins nächste Abenteuer, so kennen Schmitt und seinesgleichen kein unveräußerliches Menschenrecht, keine naturgesetzliche Bestimmung, nach der sich politisches und gesellschaftliches Handeln zu richten hätte. Einzig und allein das willkürliche Machtkalkül soll bestimmen, welcher politische Kurs eingeschlagen werden soll. „Weil der Ausnahmestand immer noch etwas anderes ist als eine Anarchie und Chaos, besteht im juristischen Sinne immer noch eine Ordnung, wenn auch keine Rechtsordnung. Die Existenz des Staates bewährt hier eine zweifellose Überlegenheit über die Geltung der Rechtsnorm. Die Entscheidung macht sich frei von jeder normativen Gebundenheit und wird im eigentlichen Sinne absolut. Im Ausnahmefall suspendiert der Staat das Recht, kraft eines Selbsterhaltungsrechts, wie man sagt.“ Deutlicher läßt sich politische Willkür nicht auf einen Nenner bringen.

Carl Schmitt läßt die Katze aus dem Sack, die Savigny noch hinter dem abstrakten Phantasiebegriff des „Volksgeistes“ versteckt. Er beruft sich direkt auf Thomas Hobbes und dessen Satz: „*autoritas, non veritas, facit legem*“ (Autorität, nicht Wahrheit, schafft Recht). Dazu schreibt Leibniz in einer Kritik gegen Hobbes in seinem Aufsatz „*Meditation sur la notion de la justice*“ treffend: „Ebenso wie der Satz, daß das gerecht ist, was dem Mächtigen gefällt, nichts anderes besagt, als daß es überhaupt keine sichere und bestimmte Regel der Gerechtigkeit gibt, die uns verbietet, das, was wir wollen und können, ungestraft zu tun. Verrat, Mord, Gift und grausame Qualen, die man einen Unschuldigen erleiden läßt, alle diese Dinge werden demnach gerecht sein — wenn sie nur gelingen. Das heißt doch wirklich die Bedeutung der Ausdrücke verkehren und eine Sprache sprechen, die von der der anderen Menschen gänzlich verschieden ist. Bisher hat man unter der Gerechtigkeit etwas anderes verstanden, als das, was jedesmal Sieger bleibt...“

III. „Gesetz“ als Ausdruck feudalen Willens: Landnahme

Interessant ist in diesem Zusammenhang natürlich der Gesetzesbegriff Carl Schmitts, denn in einem staatlichen System, wo Souveränität sich aus einem gesetzlosen Zustand, — etwas anderes ist der „Ausnahmestand“ nicht, — ableiten soll, kann es nur schwerlich Gesetze geben. Wie legalistisch sich dieses System auch immer gibt, am Schluß ist immer einer da, der via Faustrecht Legitimität beansprucht. Die Grünen nennen dies inzwischen „Widerstandsrecht“, unter völliger Begriffsverdrehung des im Grundgesetz in Anbetracht der brutalen Hitlerdiktatur und in nachträglicher Rechtfertigung der Widerstandskämpfer gegen Hitler festgeschriebenen Widerstandsrechts gegen Tyrannei.

In seiner 1950 erschienenen Schrift „*Der Nomos der Erde*“ schreibt Schmitt: „Der Nomos ist demnach die unmittelbare Gestalt, in der die politische und soziale Ordnung eines Volkes raumhaft sichtbar wird, die erste Messung und Teilung der Weide, d.h. die *Landnahme*, die sowohl in ihr liegende wie aus ihr folgende konkrete Ordnung. Mit den Worten Kants: „Das austeilende Gesetz des Mein und Dein am Boden.“

Aus diesen Sätzen läßt sich unschwer erkennen, daß für Schmitt „Gesetze“ keine aus der menschlichen Vernunft stammenden Erkenntnisse sind, die entweder geeignet sind, die Funktionsweise unseres physikalischen Universums zu erklären, oder die, in Form von „juristischen Gesetzen“ Rechte und Pflichten der Bürger eines Staates zum Ausdruck bringen. Für Schmitt ist der „Nomos“ ein räuberischer Akt der Landnahme, der für alle anderen ein *fait accompli* schafft, das man entweder anerkennen kann oder dem man sich widersetzt. Aus letzterem Widerstand besteht der Stoff, aus dem Kriege geschaffen sind. Vehement versucht Schmitt, seinen Begriff von „Gesetz“ vor jeder wissenschaftlichen (naturgesetzlichen) „Befleckung“ fernzuhalten, denn dies verträge sich nicht mit seinen Vorstellungen willkürlicher Souveränität, die imstande ist, Gesetze nach Gusto zu dekretieren oder auch wieder zu verwerfen.

In seiner „Verfassungslehre“, deren Begriffsinstrumentarium bewußt oder unbewußt immer noch in den Köpfen deutscher Staatsrechtler herumspukt, schreibt Schmitt:

„Die verschiedenen in Betracht kommenden Eigenschaften des Gesetzes (Gerechtigkeit, Vernünftigkeit) sind nun dadurch problematisch geworden, daß das Naturrecht seine Evidenz verloren hat. Auch die Berufung auf „Treu und Glauben“ als allgemeines rechtliches Prinzip kann in politisch und wirtschaftlich schwierigen Lagen diese naturrechtlichen Überzeugungen nicht ersetzen. Auf eine Eigenschaft kann aber nicht verzichtet werden, ohne daß der Rechtsstaat selbst entfällt: auf den generellen Charakter der Rechtsnorm. Hierin liegt die letzte Sicherung der alten rechtsstaatlichen Unterscheidung von Gesetz und Befehl, von Ratio und Wille, und damit der letzte Rest der ideellen Grundlage des bürgerlichen Rechtsstaats überhaupt.

... Für die rechtsstaatliche Auffassung ist das Gesetz wesentlich Norm und zwar eine Norm mit bestimmten Qualitäten: eine rechtliche (richtige, vernünftige) Regelung generellen Charakters. Gesetz im Sinne des politischen Gesetzesbegriffes ist konkreter Wille und Befehl und ein Akt der Souveränität.... *Das Bestreben eines konsequenten und geschlossenen Rechtsstaats geht dahin, den politischen Gesetzesbegriff zurückzudrängen, um anstelle einer konkret existierenden Souveränität eine „Souveränität des Gesetzes“ zu stellen, d.h. in Wahrheit die Frage der Souveränität nicht zu beantworten und es offen zu lassen, welcher politische Wille die richtige Norm zu einem positiv geltenden Befehl macht. Es wurde schon erwähnt, daß dies zu Verschleierungen und Fiktionen führen muß und jeder ernsthafte Konfliktfall das Problem der Souveränität von neuem stellt.* Hier ist also davon auszugehen, daß neben dem rechtsstaatlichen Begriff des Gesetzes, ferner neben der juristisch-technischen Hilfsfigur des sog. formellen Gesetzesbegriffes, noch ein *politischer Gesetzesbegriff* vorliegt, den keine Rechtsstaatlichkeit zu beseitigen vermag.“

Somit ist Carl Schmitt nach vielen Umwegen wieder bei seinem alten Lieblingsthema angelangt, der Vagabundage ins Gesetzlose, wo der Mächtigere die Rechtstöne anschlägt. Ob er vom „Ausnahmestand“ oder vom politischen Gesetzesbegriff redet, er meint immer dasselbe: der physisch Stärkere setzt sich durch.

Anläßlich der Verkündung der Nürnberger „Rassengesetze“

1935 drohte Carl Schmitt in einem Aufsatz unter dem Titel „Die Verfassung der Freiheit“ in der *Deutschen Juristenzeitung*: „Der Führer hat für den Fall, daß die jetzige Regelung der Lage der Juden nicht zum Ziele führe, die Möglichkeit einer neuen Überprüfung erwähnt und hierfür in Aussicht gestellt, daß alsdann die Lösung dieser Frage durch Gesetz der Partei übertragen werde. Das ist eine ernste Warnung“. Wie die Partei solche „Fragen“ einer Lösung zuführt, war Carl Schmitt durchaus bekannt. Die blutigen Säuberungen innerhalb der Nazi-Partei im Juni 1934 hat er ausdrücklich anerkannt. Wenn er jetzt also ein „Gesetz“ empfiehlt, das der Partei „Rechte“ einräumen soll, um „ungelöste Fragen“ in den Griff zu bekommen, dann ist darin lediglich die Wahrung der Form, die Ordnung eines „Gesetzesstaats“ zu sehen, anstatt eines Plädoyers für die übliche Nacht- und Nebelpraxis. Dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß in einem solchen „Rechtsstaat“, ohne Rücksicht auf den Inhalt, das allein alle Handlungen Legitimierende der „Befehl“ von oben ist.

IV. Faszination: Dostojewskis „Großinquisitor“

Das alles erinnert sehr an Dostojewskis „Großinquisitor“, der sich freigemacht hat von jeder christlichen Sinngebung. Kein Wunder, daß gerade in Kreisen der „Konservativen Revolution“ Dostojewski einen geradezu messianischen Stellenwert einnimmt. Was macht seine Faszination aus? Zunächst einmal die Grundannahme, daß der Mensch unfrei und böse ist, daß er „Führung“ braucht. Hatte Hobbes aus diesem Grunde noch „milde“ einen „Sozialvertrag“ abgeschlossen, demzufolge sich die Bösen und Unfreien fiktiv einem Souverän beugen, bedarf es dieses Vertrags in den Reihen der Konservativen Revolution wie bei den Bolschewiken nicht mehr. „Ausnahmestände“ — i.e. Hobbes' Naturzustand — sind nicht mit Verträgen zu lösen. Cäsars Schwert richtet die Ordnung ein, was Nietzsche schlicht und ergreifend als „Wille zur Macht“ bezeichnet hat.

Die andere Faszination geht von Dostojewskis Trennung zwischen Wahrheit und religiösem Glauben aus. Günter Rohmoser schreibt in seinem Aufsatz „Dostojewski — Die Antwort der christlichen Kultur auf den Nihilismus“: „Nur wenn die Menschen den christlichen Glauben freiwillig und nicht verführt oder bezwungen durch Autorität, Wunder und Geheimnis annehmen werden, kann es eine Rettung geben. Formuliert die modernen Welt ihre Wahrheit in der Überzeugung, daß alles nach abstrakt formulierten Gesetzen, wie die Naturwissenschaften sie entdeckten, erfolge und sich ereigne und die Wahrheit darum nicht bei Christus sei, dann wolle er, Dostojewski, bei Christus bleiben, wenn notwendig auch ohne die Wahrheit. Wenn dies das Schicksal des Glaubens in der modernen Welt ist, daß Christus und die Wahrheit auseinanderreten, dann wolle Dostojewski lieber bei Christus sein, als mit der Wahrheit ohne Christus. Das von den Natur- und Evolutionswissenschaften entworfene Bild des Universums sei reiner Wahnsinn, wenn es nicht den schönsten und vollkommensten Menschen gegeben hätte: Christus. Dostojewski bestätigt seinen Zusammenhang mit der orthodoxen Tradition, weil der Christusglaube, die Vereinigung mit Christus, für ihn eine uni-



Das Gemälde des Hieronymus Bosch zeigt, wofür Christus die Kreuzigung auf sich genommen hat. Er hat das Böse und Häßliche im Menschen mit dem Kreuz getragen, um die Menschen zu befreien. Nach Dostojewski war dies alles umsonst, denn der Mensch will gar nicht frei sein.

versale und kosmische Dimension hat. Christus nimmt den Menschen den Wahn wie eine Binde von den Augen und sie erkennen in der Schönheit und in dem Reichtum der Welt als Natur und als Sittlichkeit die Gegenwart des Paradieses“.

Die zutiefst feudale Weltanschauung, die aus dieser Gedankenführung erkennbar wird, wirkt auf die Vertreter der konservativen Revolution außerordentlich anziehend. Denn wenn die menschliche Vernunft, d.h. die „Wahrheit“ oder auch die „Naturwissenschaften“, mittels derer die Menschen die Gesetze des Universums erkennen, von der menschlichen Seele abgetrennt wird, dann setzt sich diese Trennung auf der Ebene des Politischen in einer unveränderlichen, ewig manipulierbaren Gesellschaftsordnung fort, in der sich der Mensch nicht die Natur untertan macht, sondern in der sich einige Wenige, die Oligarchie, die Menschen untertan machen. Indem Christus in

Gegensatz zur Wahrheit/Naturwissenschaft/Vernunft gestellt wird, gerät die Religion bei Dostojewski zum bloßen Vehikel für politische und gesellschaftliche Passivität und Unterwerfung.

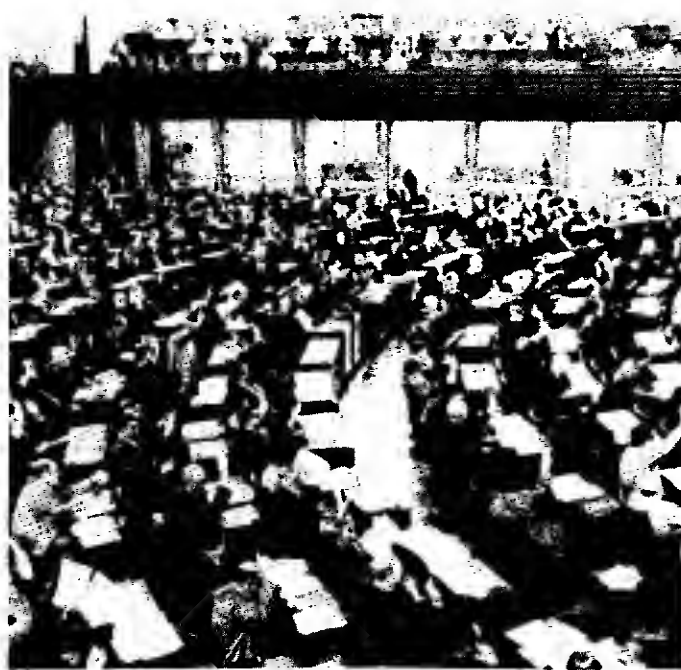
Die auf Vernunft gründende a priori Gestaltung der menschlichen Angelegenheiten auf der Erde und die für alle verbindliche Gesetzgebung als Ausdruck dieser Vernunft existiert für Carl Schmitt nicht, weshalb er denn auch zu dem Schluß kommt, „alle prägnanten Begriffe der modernen Staatslehre sind säkularisierte theologische Begriffe“. Ganz anders der Humanist Leibniz. In dem bereits oben zitierten Aufsatz schreibt er in bezug auf den Begriff der „Gerechtigkeit“: „Wenn dies ein fester Ausdruck ist, der eine bestimmte Bedeutung hat, mit einem Worte, wenn dies Wort nicht ein einfacher sinnloser Schall ist, dann wird sich dieser Ausdruck oder dieses Wort

„Gerechtigkeit“ doch irgendwie definieren oder durch einen verständlichen Begriff erklären lassen. Aus jeder Definition aber kann man, indem man sich den unbestreitbaren logischen Regeln bedient, sichere Folgerungen ziehen. Und eben dies tut man im Aufbau der notwendigen und streng beweisenden Wissenschaften, die nicht von den Tatsachen, sondern allein von der Vernunft abhängen, wie dies für die Logik, die Metaphysik, die Arithmetik, die Geometrie, die Wissenschaft der Bewegung und die Wissenschaft vom Rechte gilt. *Denn diese alle haben ihr Fundament nicht in den Erfahrungen und Tatsachen sondern dienen dazu, von den Tatsachen selbst Rechenschaft zu geben und sie im voraus zu regeln; und dies hätte für das Recht selbst dann Geltung, wenn es in der ganzen Welt kein Gesetz gäbe.*“

Doch lassen wir jetzt Dostojewskis Großinquisitor selbst zu Wort kommen. Der Text gilt in Carl Schmitts Kreisen als klassischer staatspolitischer Text. Der Großinquisitor, diese finstere ausgetrocknete Gestalt, die Hände besudelt mit dem Blut unzähliger „Ketzer“, die glaubten, der Mensch hätte einen freien Willen und mache sich seine Gesetze selbst, erklärt gegenüber dem auf die Erde zurückgekehrten Jesus Christus: „Hast Du überhaupt ein Recht dazu, uns auch nur eines der Geheimnisse zu enthüllen von jener Welt, von wo Du gekommen bist? — Nein, Du hast kein Recht dazu. Du darfst nichts hinzufügen zu dem, was schon früher gesagt wurde. Du würdest sonst dem Menschen die Freiheit rauben, für die Du so eintratest damals, als Du noch auf Erden wandeltest. Alles was Du neu verkünden würdest, müßte ja wie ein Wunder erscheinen und wäre darum ein Attentat auf die Glaubensfreiheit der Menschen: die aber war Dir teurer als alles andere... Fünfzehn Jahrhunderte quälten wir uns mit dieser Deiner Freiheit, jetzt aber ist es aus damit, aus für immer... So wisse denn: jetzt und eben jetzt sind jene Menschen mehr als je davon überzeugt, daß sie völlige Freiheit genießen und dabei haben sie uns selber ihre Freiheit ergeben zu Füßen gelegt und das haben wir fertiggebracht, oder hast Du etwa solche Freiheit gewünscht?“...

„Ich sage Dir, der Mensch kennt keine qualvollere Sorge als die, möglichst rasch ausfindig zu machen, wem er jene Gabe der Freiheit zu Füßen legen könnte, mit welcher dies unselige Geschöpf geboren wird. Die Freiheit der Menschen beherrscht aber bloß, wer ihr Gewissen beruhigt... Hierin warst Du im Recht: das Geheimnis des Menschseins besteht nicht darin, daß der Mensch leben will: er will wissen, wofür er leben soll. Ohne eine feste Vorstellung hiervon verschmäht er es, am Leben zu bleiben und tötet sich selber... Das ist nun mal so. Was aber tatest Du? Du mehrtest noch der Menschen Freiheit, statt sie einfach an Dich zu nehmen! Vergaßest Du denn, daß der Mensch Ohnmacht, ja den Tod vorzieht der freien Wahl in der Erkenntnis von Gut und Böse?“

„Nichts ist verführerischer für den Menschen als Gewissensfreiheit, nichts ist aber auch qualvoller für ihn. Und Du? Statt ein für allemal der Menschen Gewissen zu beruhigen, wiesest Du ihnen alles, was es Ungewöhnliches, Rätselhaftes und Unbestimmtes gibt, alles, was über Menschenkraft hinausgeht — und damit verführtest Du so, als ob Du die Menschen überhaupt nicht liebtest und doch warst Du gekommen, Dein Leben hinzugeben für sie. Auf Jahrhunderte hinaus hast Du des Menschen Seele belastet mit den Qualen Deiner Freiheit...“



...Denn was ist das für eine Freiheit, so wäntest Du, wo Gehorsam erkaufte wird durch Brote? Du entgegnetest damals: nicht vom Brot allein lebe der Mensch... Keine Wissenschaft wird ihnen jemals Brot geben, solange sie Freiheit genießen. Sie werden aber schließlich selber ihre Freiheit uns zu Füßen legen und zu uns sprechen: „Knechtet uns nur, aber gebt uns zu essen!“ Und dann haben sie endlich begriffen, daß Freiheit für alle und reichliches Brot für jeden einzelnen unvereinbare Dinge sind. Denn niemals, niemals werden sie verstehen, untereinander zu teilen. Und darum werden sie endlich einsehen müssen, daß sie niemals frei sein können, weil sie schwach, lasterhaft und aufrührerisch sind.“

„Du versprachst ihnen himmlisches Brot; aber ich wiederhole: kann himmlisches Brot sich messen mit irdischem Brot in den Augen des erbärmlichen, ewig lasterhaften und undankbaren Menschengeschlechts?“

...Es gibt drei Kräfte, nur drei Kräfte auf Erden, die imstande sind, das Gewissen dieser schwächlichen Aufrührer auf ewig zu beherrschen, zu ihrem Glück. Diese Kräfte sind: das Wunder, das Geheimnis und die Autorität. Du hast sie alle drei verschmäht...

...Darum haben wir nach dem Schwert Cäsars gegriffen, und da wir es erfaßten, schwuren wir dich ab und folgten ihm. Oh es werden noch Jahrhunderte vergehen im Frevel des freien Verstandes ihrer Wissenschaft und ihrer Menschenfresserei, denn sie, die ihren babylonischen Turm ohne uns aufzuführen begannen, werden zweifellos endigen in Menschenfresserei. Einst aber wird das ‚Tier‘ zu uns herangekrochen kommen und wird unsere Füße lecken und wird sie benetzen mit seinen blutigen Tränen. Und wir werden uns dem Tier auf den Rücken setzen, und werden einen Kelch erheben, und auf dem wird geschrieben stehen: Geheimnis. Und dann erst bricht für die Menschen das Reich des Friedens und des Glücks an.“

In privaten Gesprächen hat Carl Schmitt immer darauf bestanden, wer nicht einsehe, daß der „Großinquisitor“ schlechthin recht habe gegenüber all den schwärmerischen Zügen einer



Parlamente waren für Carl Schmitt unfähige Quatschbuden, Ausdruck der „diskutierenden Klasse“, die im entscheidenden politischen Augenblick nicht souverän handeln können.

Nach Carl Schmitt entscheidet sich die Politik im Hier und Jetzt. Der Stärkere setzt sich immer durch. Kein Wunder, daß die Grünen, die für sich das Faustrecht beanspruchen, jetzt Carl Schmitt in die Arme schließen.

jesuanischen Frömmigkeit, der habe weder kapiert, was Kirche heißt noch was Dostojewski, durch die Gewalt der Problemstellung gezwungen, eigentlich vermittelt habe.

V. Carl Schmitts Alptraum: Schillers ästhetischer Staat

Auf das Glatteis politischer Freiheit mochte sich Carl Schmitt nie begeben. Er verstand sich immer als einer, der mit den Essenzen des „Politischen“ hantierte, worunter er, wie der Großinquisitor, freilich nicht eine aktive individuelle Freiheit verstand, die sich, von der Vernunft geleitet, im Staatsgebilde politisch realisiert. Politische Explosionen hier und da betrachtete er daher als ganz natürliches Risikoelement im Rahmen seiner pyromanischen Ausnahmezustände. Er schrieb für einen kleinen Zirkel politischer Brandstifter, denen das Wohl und Wehe einer Nation wenig bedeutete. Der im Angesichte des brennenden Rom Leier spielende römische Kaiser Nero verkörpert diese Denkart nahezu ideal.

Nun, so etwas ähnliches wie Freiheit kennt auch Carl Schmitt. In „Der Nomos der Erde“ schreibt er: „Es kommt in der Wirklichkeit des Rechtslebens darauf an, wer entscheidet... In dem Gegensatz von Subjekt und Inhalt der Entscheidung und in der *Eigenbedeutung des Subjekts* liegt das Problem der juristischen Form... *sie ist endlich auch nicht die Form der ästhetischen Gestaltung, die eine Deziision nicht kennt.* So schwierig sich solche Sätze lesen, die Botschaft ist klar und deutlich: frei ist, wer frei entscheiden kann, d.h. wer jenseits seines Willens auch noch die politische Macht hat, diesen Willen durchzusetzen („Eigenbedeutung des Subjekts“).“

Deutschlands Dichter der Freiheit, Friedrich Schiller, denkt über die politische Freiheit völlig anders. Wie repressiv Schmitts Denken und das seiner politischen Artgenossen ist, läßt sich aus folgenden Sätzen Schillers in seinem Aufsatz „Über Anmut und Würde“ ermessen:

„... Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, daß obgleich alles nach eines einzigen Willen geht,

der einzelne Bürger sich doch überreden kann, daß er nach seinem eigenen Sinne lebe und bloß seiner Neigung gehorche, so nennt man dies eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr diesen Namen zu geben, wenn entweder der Regent seinen Willen gegen die Neigung des Bürgers oder der Bürger seine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem ersteren Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweiten wäre sie gar nicht Regierung.“

Und in den Briefen „Zur ästhetischen Erziehung“ schreibt Schiller:

„... Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfnis als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja, daß man, *um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert.* Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bei einer politischen Gesetzgebung leitet.“

Mit Schiller muß man also den ästhetischen Weg nehmen, will man zur Freiheit wandern. Was Schiller darunter empirisch versteht, hat er in Briefen an seinen Freund Körner (Kallias oder Über die Schönheit) dargelegt. Er schreibt: „Ich kann Dir keinen bessern empirischen Beweis für die Wahrheit meiner Schönheitstheorie aufstellen, als wenn ich Dir zeige, daß selbst der uneigentliche Gebrauch dieses Worts nur in solchen Fällen stattfindet, wo sich Freiheit in der Erscheinung zeigt. Ich will deswegen, meinem ersten Plane zuwider, in den empirischen Teil meiner Theorie vorausspringen und Dir zur Erholung eine Geschichte erzählen:

Ein Mensch ist unter Räuber gefallen, die ihn nackt ausgezogen und bei einer strengen Kälte auf die Straße geworfen haben.“

Im folgenden schildert Schiller an fünf exemplarischen Reaktionen der Vorüberreisenden sein Verständnis einer ästhetischen Handlungsweise. Der erste Reisende ist durch den Anblick des Hilflosen gerührt und bietet ihm seine Geldbörse an.

Schillers Kommentar: „Was war diese Handlung? Weder nützlich, noch moralisch, noch großmütig, noch schön. Sie war bloß passioniert, gutherzig aus Affekt.“

Der zweite Reisende ist bereit, gegen ein Entgelt für Hilfe zu sorgen. Schiller: „Weder gutherzig, noch pflichtmäßig, noch großmütig, noch schön. Nur nützlich.“

Der dritte Reisende, selbst leidend, ist aus Pflichterwägungen bereit, dem Hilflosen seinen Mantel und sein Pferd zu überlassen. Schiller: „Diese Handlung war *rein* (aber auch nicht mehr als) *moralisch*, weil sie gegen das Interesse der Sinne, aus Achtung fürs Gesetz unternommen wurde.“

Die nächsten zwei Reisenden sind zwei Todfeinde des Hilflosen, die blutige Rache an ihm nehmen wollten. Sie sind bereit ihm zu helfen, jedoch nicht, „weil ich dir verzeihe, sondern weil du elend bist“. Dieser nimmt die Hilfe nicht an, weil er seine Rettung nicht einem stolzen Feind verdanken will.

Der fünfte Wanderer trägt eine schwere Last auf dem Rücken. Schiller schildert die Szene: „Sobald der Wanderer ihn ansichtig wird, legt er seine Bürde nieder. ‚Ich sehe, fängt er aus eigenem Antrieb an, daß du verwundet bist und deine Kräfte dich verlassen. Das nächste Dorf ist noch ferne, und du wirst dich verbluten, ehe du davor anlangst. Steige auf meinen Rücken, so will ich mich frisch aufmachen und dich hinbringen.‘ — ‚Aber was wird aus deinem Bündel werden, das du hier auf freier Landstraße zurücklassen mußt?‘ — ‚Das weiß ich nicht, und das bekümmert mich nicht,‘ sagt der Lastträger, ‚ich weiß aber, daß du Hilfe brauchst und daß ich schuldig bin, sie dir zu geben.‘

Herzliche Grüße von uns allen. Besinne dich unterdessen, warum die Handlung des Lastträgers *schön* ist. Dein S.“

Im cäsaristischen System Schmitts soll es keine auf sich selbst beruhenden individuellen ästhetischen Entscheidungen geben, in denen sich Moralgesetz und sinnliches Bedürfnis harmonisch treffen, wie sie Schiller am Beispiel des Lastenträgers dargestellt hat. In diesem System ist jede Individualität aufgehoben und in der Person des Cäsars soll sich nur ein situationsgerechter Zwang zur politischen Handlung manifestieren ohne Erwähnung der zugrundeliegenden motivierenden Loyalitäten.

Das Volk äußert sich in diesem politischen System in Form von Akklamationen, die wir in ihrer Häßlichkeit während der faschistischen Okkupation erlebt haben. Für Schmitt reicht es aus, wenn sich die Bürger als Stimmvieh auf der niedersten Verstandes- und Gefühlsebene zu einem entschlossenen „Heil“ treffen. Jedes „Mehr“ an individueller politischer Freiheit ist für Schmitt ein Alptraum, eine „humanistische Anarchie“, in der Entscheidungen des Cäsars in Frage gestellt werden könnten. So wird verständlich, weshalb Denker wie Carl Schmitt (und auch Ortega y Gasset, dessen Schrift „Der Aufstand der Massen“ neuerdings wieder viel gelesen wird) in den letzten Jahren so gewaltig Konjunktur erfahren haben. Ihre Systeme sind maßgeschneidert für supranationale politische Verwaltungs- und Entscheidungsgremien und sie passen sich auch perfekt in die Verfahrensweise der jeder irdischen Kontrolle entwichenen großen Banken- und Versicherungskonzerne der venezianischen Finanzoligarchie ein.

Weil dies so ist, bezeichnen sich Schmitt und Genossen immer selbstredend als „Realisten“, die „unangenehme Wahrhei-

ten aussprechen. Soweit dies die Konservierung oder Stabilisierung eines Feudalsystems betrifft, haben sie recht. Solche Systeme brauchen Cäsaren und dumme Völker.

Friedrich Schiller hingegen, der sich selber „völlig ungeschickt im Umgang mit der Wirklichkeit“ nannte, ist in Wirklichkeit der erste und wirksamste politische Dichter und Denker der Deutschen gewesen. Er hat eigenständig und als erster das Politische als den Raum und den Gegenstand gesehen, in dem und an dem der Mensch sich im Höchsten, dessen er sich fähig weiß, darzustellen und zu erweisen vermag, denn für Schiller, wie für Platon oder den Hl. Augustinus muß sich der Mensch in der Geschichte verwirklichen. Nicht in der bloßen Theorie des Aristoteles, Savigny oder eines Carl Schmitt — die Bewertung der Dinge nach ihrer Entkleidung alles Zeitlichen (sie nennen das „historische Methode“) — wird der Mensch im Menschen lebendig, sondern er wird zum Menschen dadurch, daß er sein Denken, Fühlen, Planen, Wollen in die Zeit hineinstellt und daran, unter dem Blick der Sterne und gemessen an den unveräußerlichen Menschenrechten, sichtbar werden läßt, was die Bestimmung des Menschen im jeweiligen Hier und Jetzt fordert — vom Menschen fordert und im Menschen herausfordert.

Lassen wir nocheinmal Schiller zu Wort kommen, der in den „Ästhetischen Briefen“ beschreibt, wie er sich seine Politik vorstellt: „...aber das lebendige Uhrwerk des Staates muß gebessert werden, indem es schlägt, und ihr gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

„Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der, selbstüchtig und gewalttätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich ebensowenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, ersteren gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkür und von dem moralischen die Freiheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit den Gesetzen übereinstimmend, den letzteren von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Übergang bahnte und, ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diene.

... Und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet sein, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken imstande ist. Der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und spezifischen Charakter in den Individuen ehren, und, indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.“

In der Tat, ein Alptraum für „Großinquisitoren“ wie Carl Schmitt und Konsorten.

SCHILLER INSTITUT

Ni Kissinger,
Ni Castro —
Viva Garcia

1982 unterbreitete der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Lyndon LaRouche seinen Vorschlag „Operation Juarez“ als Antwort auf die britische Kanonenbootpolitik während des Malvinenkrieges im selben Jahr. Dieses Programm, das heute in ganz Lateinamerika bekannt ist und 1985 als Buch in spanischer Sprache neu aufgelegt wurde, zeigt Wege für die Integration des iberoamerikanischen Kontinents, deren Kernstück die Gründung eines Gemeinsamen Marktes und gemeinsame Verhandlungen der Schuldnerländer mit den Gläubigern unter Umgehung des IWF und seiner ruinösen Auflagenpolitik ist.

Nachdem die in diesem Programm dargelegten Ideen jahrelang von iberoamerikanischen Regierungen erörtert wurden, — auch in persönlichen Gesprächen mit LaRouche und führenden Sprechern des von ihm mitbegründeten Schiller-Institut, — wurden sie mit der Antrittsrede des peruanischen Präsidenten Alan Garcia am 28. Juli 1985 offizielle Regierungspolitik eines Staates. Peru ist das erste Land, das seine Finanz- und Wirtschaftspolitik souverän selbst in die Hand nimmt und einen entschlossenen Kurs zur Entwicklung von Landwirtschaft und Industrie ansteuert. Zugleich machte sich Alan Garcia mit seinem erfolgreichen Krieg gegen die Kokain-Mafia seines Landes um die gesamte Menschheit, vor allem die Jugend der USA, verdient.

Wir werden die Entwicklungen seit dem 28. Juli chronologisch skizzieren. Zuvor sei eine Konferenz von internationaler Tragweite erwähnt, die die Gewerkschaftskommission des Schiller-Instituts vom 15.-17. Juli in



Das Schiller-Institut organisierte weltweit Unterstützungsdemonstrationen für den mutigen neuen Präsidenten Perus, Dr. Alan Garcia.

Mexiko-Stadt abhielt. Führende Gewerkschafter aus Argentinien, Brasilien, Kolumbien, Mexiko, Panama, Peru und Bolivien legten eine Resolution vor, in der sie sich im Namen von Millionen Mitgliedern des Kontinents für die „Operation Juarez“ aussprachen, die gegenteiligen Vorschläge sowohl Kissingers wie Castros zur Lösung der Schuldenkrise verwarfen und den IWF bezichtigten, sich „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ schuldig gemacht zu haben.

Die Konferenz der Gewerkschaftskommission des Schiller-Instituts nahm Fidel Castros sogenannter Schuldenkonferenz in Havanna den Wind aus den Segeln — doch noch waren die Forderungen nirgendwo Regierungspolitik. Das änderte sich, nachdem Alan Garcia im Juli zum neuen Staatspräsidenten Perus gewählt wurde. Bereits in seiner Antrittsrede am 28. Juli verkündete er ein Programm, das die Programmatik von „Operation Juarez“, auf die besondere Lage Perus zugeschnitten, widerspiegelt. Sensationellster Punkt des Programms: fortan sollen nur noch 10 Prozent

des Werts der peruanischen Exporte für Schuldendienste aufgebracht werden. Garcia erklärte, er werde die Einmischung des IWF nicht länger zulassen. Die Wirtschaftspolitik gehöre in die Hände der Regierungen, nicht internationaler Finanzinstitutionen. Der peruanische Präsident verfügte eine sofortige drastische Senkung der Zinssätze, um die Produktion in seinem verarmten Land wieder zu ermöglichen. Sofortige Maßnahmen gegen Kapitalflucht, einschließlich der vorübergehenden Verhaftung von 200 der Spekulation verdächtigen Personen, wurden angeordnet. Der kompromißlose Kampf gegen Finanzhaie im eigenen Lande, der auch vor der mächtigen Kokainmafia nicht haltmachte, sollte in den kommenden Wochen viele in Erstaunen versetzen. Mit dem Beschluß, einen bestimmten Prozentsatz der Exporteinnahmen als Obergrenze für die Zahlung von Auslandsschulden festzusetzen, gab Garcia den Gläubigern zu verstehen: Wenn Ihr wollt, daß wir unsere Schulden zahlen können, müßt Ihr uns bei der Entwicklung unse-

rer Wirtschaft helfen. Das ist in Eurem eigenen Interesse.

Die internationale Finanzwelt der City of London klagte, Garcia betreibe eine Politik des „divide et impera gegenüber den Banken“...!

Die Kokainmafia lernt das Fürchten

Am 13. August versetzte eine Sondereinheit der peruanischen Polizei unter persönlicher Leitung des peruanischen Präsidenten in der spektakulärsten Aktion der letzten Jahrzehnte der Kokainmafia des Landes einen empfindlichen Schlag. In der „Operation Condor“ stürmten Elitetruppen einen riesigen Kokainkomplex mit einer hochmodernen Kokain-Raffinerie, Landebahn, Flugzeugen und Hubschraubern in der Dschungelregion Alto Huallaga nahe der kolumbianischen Grenze. Hier wurde ein Drittel der Gesamtmenge des von Peru exportierten Kokains verarbeitet, 300 kg pro Woche. Möglich war die Operation durch Unterstützung von Landsat-Satellitenaufnahmen der NASA, die die amerikanischen Behörde für Drogenbekämpfung (DEA) bereit gestellt hatte, enge Zusammenarbeit mit dem Nachbarland Kolumbien und die absolute Geheimhaltung der im militärischen Stil durchgeführten Aktion bis zum letzten Moment.

Dieses war der erste Streich; weitere sollten folgen: die peruanische Regierung gab bekannt, man werde jedes Flugzeug, das ohne Genehmigung aus der Dschungelregion kommt, abschießen. Es folgten Razzien gegen weitere Raffinerien und geheime Landebahnen in der Caballococha-Region und in Yahuma im Amazonas-Dschungel. Dabei zeigte sich, daß die angebliche indianische „Befreiungsbewegung“ Sendero Luminoso tief in den Rauschgifthandel verwickelt ist; man fand in einigen der ausgehobenen Raffinerien große Mengen an Propagandamaterialien und Waffen der Sendero Luminoso. Ins Rampenlicht internationaler Polemiken brachte sich ein gewisser Manuel Ulloa, ehemaliger Finanzminister unter der vorherigen Regierung Belaunde, der als „Rockefellers Mann in Peru“ gilt. Er ist einer jener 200 Regierungsbeamten der rauschgiftfreundlichen Regierung Belaunde, gegen die derzeit wegen möglicher illegaler Finanztransaktionen im Zusammenhang mit dem Rauschgifthandel ermittelt wird.

Auf dem Höhepunkt von Garcias Krieg gegen die Rauschgifthändler klagte Manuel Ulloa plötzlich gegen das von Lyndon LaRouche herausgegebene amerikanische Nachrichtenmagazin *Executive Intelligence Review*, das ein halbes Jahr zuvor bereits Ulloas Machenschaften unter die Lupe genommen hatte. Nachdem die Auseinandersetzung Ulloa vs. LaRouche über Wochen in Peru Schlagzeilen gemacht hatte, beschlossen die peruanischen Gerichte Mitte Oktober, das Verfahren einzustellen.

Garcia empfängt Delegation des Schiller-Instituts

Am 17. September empfing der peruanische Präsident Alan Garcia offiziell eine zwanzigköpfige Delegation der Gewerkschaftskommission des Schiller-Instituts zu einem über einstündigen Gespräch. Geleitet wurde die Delegation aus Peru, Argentinien, Bolivien, Brasilien, Kolumbien, Mexiko und Panama von Fernando Quijano, Exekutivdirektor des Schiller-Instituts für Iberoamerika, der die internationalen Aktivitäten seiner Organisation darlegte und Präsident Garcia Unterstützung zusicherte. Der peruanische Präsident hielt dann eine bemerkenswerte Ansprache, in der er die Ideen Friedrich Schillers aufgriff und versicherte: „Ich bin Präsident von Peru und Weltbürger“. Isolierte nationale Entwicklung sei heute so gut wie unmöglich, darum werde er alles tun, um die Integration des iberoamerikanischen Kontinents voranzubringen, versicherte Garcia. Er dankte den



Dr. Alan Garcia

Vertretern des Schiller-Instituts für ihre Hilfe, die sie hierbei leisten. Unter den Delegierten waren Pedro Rubio, Exekutivmitglied des kolumbianischen Gewerkschaftsdachverbandes UTC und Koordinator der Gewerkschaftskommission. Er übermittelte die herzlichen Grüße von Jorge Carillo, einem führenden Mitstreiter des Schiller-Instituts, der inzwischen zum kolumbianischen Arbeitsminister ernannt wurde — eine Entwicklung, die Garcia außenpolitisch erheblich den Rücken stärkte. Von peruanischer Seite nahm an dem Gespräch einer der Koordinatoren der Gewerkschaftskommission des Schiller-Instituts, Juan Rebaza, Generalsekretär der peruanischen Fischereigewerkschaft, teil. Er wurde kurz darauf von Präsident Garcia zum Exekutivdirektor der staatseigenen Fischereigewerkschaft Pesca-Peru ernannt.

Dies war ein weiteres deutliches Signal, wie ernst es Garcia mit der Umgestaltung des eigenen Landes meint. Rebaza gelang innerhalb von Wochen die Wiedereröffnung mehrerer stillgelegter Fischmehlfabriken; gleichzeitig bereitete er die Umstellung des Fischereiwesens vor. Fisch soll zur Hauptproteinquelle für die Bevölkerung werden, statt als billiges Fischmehl in den Export zu fließen. Peru ist eines der von Hunger und Unterernährung am schlimmsten heimgesuchten Länder des südamerikanischen Kontinents. Von 1000 Kindern sterben 127 im ersten Lebensjahr; alle vier Minuten stirbt in Peru ein Kind unter zwei Jahren. Um Abhilfe zu schaffen, hatte Garcia bereits in seiner Antrittsrede angekündigt, den verstärkten Anbau von Mais für billiges einheimisches Maisbrot zu fördern und Fischkonservenindustrien aufzubauen, damit Fisch zum einheimischen Hauptnahrungsmittel werden könne. Auch umfangreiche vorbeugende Impfprogramme wurden angekündigt, die inzwischen angelaufen sind.

Garcia vor der UNO

Gleichermaßen gespannt erwarteten Freunde wie Feinde Garcias seinen Auftritt vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen am 23. September. Er enttäuschte die Erwartungen nicht, als er erklärte: „Ich gebe bekannt, daß wir beim nächsten Treffen dieser Institution (des IWF, d.Red.) in Seoul Entscheidungen zur Reform des Währungssystems und Verteilung der Weltliquidität verlangen werden.“ Für den gegenteiligen Fall drohte Garcia mit dem Austritt seines Landes aus dem IWF. Nicht zuletzt unter diesem Druck sahen sich IWF und Weltbank gezwungen, einige kosmetische Operationen durchzuführen und einige kurzfristige Gelder bereitzustellen, die nicht in Schuldentrückzahlungen fließen sollen, was den Konflikt jedoch allenfalls hinauszögern, nicht lösen kann.

Garcia stellte vor der UNO detailliert die Unmöglichkeit seines Landes dar, den Schuldverpflichtungen nachzukommen, ohne daß die Schulden im wortwörtlichen Sinne mit dem Blute der Menschen bezahlt würden und bekräftigte das eigentlich selbstverständliche Prinzip, wonach die eigene Bevölkerung der größte Gläubiger ist. Der peruanische Präsident schloß seine Ansprache mit einem Appell an die nordamerikanische Bevölkerung, die „Nation Washingtons, Jeffersons, Lincolns, Roosevelts, Kennedys und Martin Luther Kings“. Damit demonstrierte Garcia, daß er sehr wohl zu unterscheiden weiß zwischen dem wirklichen Amerika und den Finanzhaien vom Schlage Paul Volckers — auch wenn dem amerikanischen Außenminister Shultz, der seine Ohren während Garcias Ansprache woanders hatte, dies entging. Scharfe Worte fand Garcia für das Großmaul Fidel Castro, der „weltweit zu denen gehört, die

am pünktlichsten ihre Schulden zahlen“, während er von anderen verlangt, daß sie ihre Schuldentilgungen einstellen.

In seinem Gespräch mit Repräsentanten des Schiller-Instituts hatte Garcia erklärt, er erwarte die schärfsten Angriffe internationaler Finanzkreise gegen sein Land ab Oktober 1985, wenn damit zu rechnen sei, daß Peru für insolvent erklärt würde. Die Strafaktionen, so ist zu befürchten, würden eine totale Kreditsperre mit einschließen, auch wenn sich die Gläubiger damit ins eigene Fleisch schneiden. Die unglaubliche Brutalität, mit der Garcias Gegner vorgehen, zeigte sich während des sogenannten Gefängnisaufstandes am 6. Oktober. Nachdem die Polizei ein riesiges Waffenlager der Terrorgruppe Sendero Luminoso im Lurigancho Gefängnis ausfindig gemacht hatte, fesselten Mitglieder der Narkoterrorgruppe Sendero Luminoso

Mithäftlinge und zündeten die Zellen an, so daß die Häftlinge bei lebendigem Leibe verbrannten.

Das Schiller-Institut wird auf allen Kontinenten, in denen es arbeitet, dafür kämpfen, daß Garcia nicht die „Allende Behandlung“ erfährt. Im eigenen Lande steigt die Popularität des Präsidenten mit jeder neuen Initiative. Hat er genügend Zeit, bis seine dirigistischen Maßnahmen greifen können, so werden Garcia und dem kleinen Staat Peru der größte Verdienst bei der Vereinigung des südamerikanischen Kontinents zufallen — eines Kontinents, der wohlhabend und reich sein könnte, wenn er sich von finanzieller Strangulation befreit und seine Ressourcen in den Aufbau großer Entwicklungsprojekte mit modernster Technologie investiert.

Aglaja Beyes

MEDIZIN

Jahrhundertseuche AIDS

Am 26. September 1985 erklärte Dr. William Haseltine in seiner Eigenschaft als wissenschaftlicher Experte der Harvard Medical School vor einem Untersuchungsausschuß des amerikanischen Kongresses folgendes: „Allein in diesem Land gibt es heute weit mehr als eine Million Träger des AIDS-Virus... Davon sind etwa 100 000 Frauen. In einigen Regionen der Welt ist die Situation noch schlimmer. In vielen europäischen Ländern entspricht die Infektionsrate inzwischen der amerikanischen. In Zentralafrika sind im sogenannten AIDS-Gürtel über zehn Millionen Menschen infiziert, das sind mehr als zehn Prozent der dort lebenden Bevölkerung... Die Hälfte davon sind Frauen... Eine neue Krankheit, die jetzt die Gesundheit der ganzen Welt bedroht, wütet seit mindestens zehn Jahren unerkannt und unkontrolliert in Afrika.“

Bereits am 7. August hatte der englische AIDS-Forscher Dr. John Seale in der *London Times* gegen verharmlosende Stellungnahmen offizieller Behörden warnend die Stimme erhoben: „Wie Hepatitis (Gelbsucht) wird die AIDS-Infektion schnell hervorgerufen, wenn verschiedene Personen nicht sterile medizinische Nadeln benutzen. Infektionen werden auch leicht durch nichtsexuellen Kontakt übertragen, wie bei Berührung mit Schnittwunden, Ausschlag, Abschürfungen und dem Blut anderer Personen, Dinge, die — insbesondere unter Kindern — häufig vorkommen, besonders unter den schlechten hygieni-

schen Bedingungen in der Dritten Welt. AIDS kann zu einer tödlichen Seuche werden, die sich von den Dörfern und Städten der Dritten Welt ausbreiten kann, um ein in der menschlichen Geschichte nie dagewesenes Ausmaß anzunehmen. Der AIDS-Virus ist im Begriff, sich in genau diesem Maße auszubreiten.“

Dr. Myron Essex, ein weltbekannter Krebsspezialist, betonte angesichts der dramatischen Dynamik der AIDS-Statistiken: „Wir müssen schnell handeln, wenn die Zahlen nicht bald 40 oder 50 Millionen infizierte und 4 bis 5 Millionen an AIDS erkrankte Amerikaner ausweisen sollen.“

Wohlgemerkt, es handelt sich hierbei nicht um die Panikmache sensationslüsterner Journalisten, sondern um die Warnungen verantwortungsbewußter Spezialisten, die in der trägen und bornierten Reaktion der westlichen Gesundheitsbehörden eine große Gefahr erkennen. Seuchen, jene schrecklichen „Schicksalsboten“, die erbarmungslos ihre Opfer in jeder Familie, im ganzen Land, unter Reichen und Armen gleichermaßen heimsuchen, so glaubten viele unter uns, gehören Gott sei Dank der Vergangenheit an. Nur die Älteren erinnern sich vielleicht noch an die schreckliche Grippeepidemie gegen Ende des Ersten Weltkriegs, die damals in nur sechs Monaten weltweit 40 bis 50 Millionen Menschen dahinraffte.

Die öffentliche Diskussion um AIDS ist sehr stark von dieser historischen Ferne hin-

sichtlich des Seuchenproblems gekennzeichnet, abgesehen von einem leichtfertigen, ja, verantwortungslosen Verhalten derer, die zum Handeln aufgefordert sind.

Von Beginn an haben sich dabei die verantwortlichen Behörden selbst diskreditiert. Anfang 1981 meldete das amerikanische Center for Disease Control in Atlanta die ersten Fälle der tödlichen Immunschwäche AIDS, welche sich nach den damaligen Angaben ausschließlich durch die sexuellen Praktiken unter Homosexuellen ausbreiten würde. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß ein Fünftel der ersten 355 AIDS-Patienten keine Homosexuellen waren. Die „Risikogruppen“, jenen Personengruppen also, unter denen sich AIDS ausschließlich ausbreiten kann, mußte um die Heroinabhängigen erweitert werden. Die Erkrankungen nicht drogensüchtiger Frauen erweiterte die „Risikogruppe“ um Personen mit sogenanntem „häufig wechselndem Geschlechtsverkehr“. Die Reihe der traurigen Erweiterungen wurde mit den Blutern fortgesetzt. Internationale Untersuchungen ergaben, daß z.B. in Schulen in Uganda über die Hälfte der sechsjährigen mit dem AIDS-Virus infiziert sind, und auch in anderen Regionen, z.B. der Karibik, die Infektionsrate von AIDS bereits beängstigende Werte erreicht hat. Die Behörden sahen sich gezwungen, die „Risikogruppe“ um Begriffe zu erweitern wie: „alle in der Karibik Geborenen“. Damit hat sich der Begriff der Risikogruppe innerhalb von drei Jahren von selbst ad absurdum geführt. Denn eigentlich liegt dem Begriff der „Risikogruppe“ die Vorstellung zugrunde, daß es eine kausale Ursache gibt, aufgrund derer sich die Krankheit nur innerhalb dieser Gruppe ausbreiten kann. Wenn jedoch alle Personen einer bestimmten geographischen Region zur „Risikogruppe“ gehören, gibt es keine kausal begründete Barriere für die Ausbreitung von AIDS. Die Frage reduziert sich somit, wie bei allen großen Seuchen bisher, allein auf die räumliche Ausbreitung.

Vor diesem Hintergrund sind Berichte aus Belle Glade in Florida (USA) noch alarmierender als die raschen Zuwachsraten der registrierten AIDS-Fälle. Dr. Mark Whiteside, Direktor des Instituts für Tropenmedizin in Miami, beschreibt die Situation in der Kleinstadt Belle Glade folgendermaßen: „Nur knapp 50 Prozent unserer (AIDS-) Fälle lassen sich den typischen, klassischen Risikogruppen zuordnen, wenn man die Patienten nimmt, die in der Karibik oder im Südosten der Vereinigten Staaten geboren sind, aber keine anderen Risikofaktoren aufweisen. Alle unsere AIDS-Patienten in Belle Glade wohnen jedoch lange Zeit in den Armenvierteln, wo auch andere Krankheiten wie Tuberkulose, parasitäre und Viruserkrankungen usw. besonders häufig sind.“ Dazu muß man wissen, daß in Belle Glade vor allem völlig verarmte Arbeiter wohnen, die in der örtlichen

Zuckerplantage unter Bedingungen, die an die Sklavenzeit erinnern, arbeiten müssen. Unterernährung, verrottete Häuser und unzureichende sanitäre Einrichtungen charakterisieren das Stadtbild. In Belle Glade herrschen mitten in den Vereinigten Staaten „Dritte-Welt-Bedingungen“ und dort breitet sich AIDS genauso unter der allgemeinen Bevölkerung aus wie in Afrika und der Karibik. Und hier zeigen sich auch die eigentlichen Gründe für die Ausbreitung von AIDS: Eine Wirtschaftspolitik, die auf der feudalen oder imperialen Ausbeutung von Menschengruppen beruht, d.h. einer Politik, wie sie der berüchtigte Internationale Währungsfonds in der sogenannten Dritten Welt seit Jahrzehnten betreibt!

Betrachtet man historisch die Entstehung und Ausbreitung der großen Seuchen, so läßt sich diese grundlegende Tatsache immer wieder belegen. Bereits aus biblischen Zeugnissen kann man schließen, daß die Ausbeutungspolitik der Oligarchie in Ägypten und Babylon schon vor unserer Zeitrechnung zu den ersten Seuchen geführt hat. Die gierige Wirtschaftspolitik des römischen Imperiums resultierte im 6. Jahrhundert unter Kaiser Justinian in einer Seuche, die sich seit 542 von Ägypten ausgehend, über Byzanz und die Türkei nach Europa ausbreitete und während dieses Zuges über 100 Millionen Opfer forderte. Genauer ist über den Ablauf der Pest bekannt, den „Schwarzen Tod“, der im 14. Jahrhundert Europa heimsuchte. Für diese Seuche existiert eine Statistik von Papst Clemens, aus der zu entnehmen ist, daß allein in diesem Jahrhundert über 42 Millionen Menschen, das ist mehr als ein Viertel der Gesamtbevölkerung Europas, an der Pest starben. Der „Schwarze Tod“ war die Konsequenz der brutalen Wucherpolitik der Barden und Peruzzis und flammte im Verlauf der nächsten drei Jahrhunderten immer dann auf, wenn der Lebensstandard großer Bevölkerungsteile unter das Existenzminimum gesenkt wurde. Die letzten größeren Ausbrüche fanden nach dem Dreißigjährigen Krieg in den Jahren 1663 bis 1668 statt.

Der britische Imperialismus bescherte der Menschheit im 19. Jahrhundert die nächste schreckliche Seuche, die Cholera, die sich von Indien über den gesamten Globus ausbreitete. Allein im Jahre 1882 forderte die Cholera in Indien sechs Millionen Tode. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts wütete im zaristischen Rußland das Fleckfieber, eine Seuche, der bereits hundert Jahre zuvor fast 80 Prozent der „Großen Armee“ zum Opfer fielen, mit der Napoleon seinen Feldzug gegen Rußland geführt hatte. Danach wurde der Lebensstandard der europäischen Bevölkerung durch die Kriegswirtschaft während des Ersten Weltkriegs so stark gesenkt, daß unmittelbar nach Kriegsende eine schreckliche Grippeepidemie ausbrach, der im Jahre 1918 weltweit zwischen 40 und 50 Millionen



„Die Reiter der Apokalypse“
von Albrecht Dürer.

— also ein vielfaches der im gesamten Krieg durch Waffeneinwirkung zu Tode gekommenen Menschen — zum Opfer fielen.

Aus der historischen Untersuchung der Entwicklungsdynamik von Seuchen kann man folgende Schlußfolgerungen ziehen:

- 1) Wachsende Wirtschaften und schnell wachsende Bevölkerungen wurden nicht von Seuchen heimgesucht.
- 2) Seuchen brachen immer dann aus, wenn Völker unter feudaler oder imperialer Ausbeutung litten.
- 3) In solchen Situationen stagnierte das Bevölkerungswachstum bereits vor dem Ausbruch der Seuchen.
- 4) Die Seuchen brechen immer in den schwächsten Bevölkerungsgruppen und Regionen aus, doch breiten sie sich dann schnell über die gesamte Bevölkerung aus.
- 5) Unter der Bedingungen allgemeinen wirtschaftlichen Niedergangs entstehen besonders virulente Krankheitsformen.

Es ist also insbesondere nicht richtig, daß nach dem Ausbruch einer „Gott-gegebenen“ Seuche die Wirtschaft zusammenbricht, weil durch die sich ausbreitende Krankheit die verfügbare Arbeitskraft sinkt. Umgekehrt: die lange vor dem Ausbruch der Seuche einsetzende Zerstörung der Arbeitskraft ist Ursache der Seuche, welche eher als eine fortgeschrittene Stufe dieses Zerstörungsprozesses gesehen werden muß. Daß, wenn die Seuche einmal ausgebrochen ist, auch die Bevölkerungsschichten mit relativ hohem Lebensstandard und nicht nur die in ihrer Widerstandskraft geschwächten Menschen erfaßt

werden, hängt damit zusammen, daß unter global ungünstigen Bedingungen besonders virulente Krankheitserreger entstehen, denen dann auch völlig Gesunde erliegen.

Vor diesem Hintergrund muß man heute die Ausbreitung von AIDS, sowie die seltsamen Unterschiede in der Ausbreitungsweise von AIDS in der sogenannten Dritten Welt und im Industriesektor, betrachten. Während die vom Internationalen Währungsfonds zu verantwortenden Austeritätsbedingungen im Entwicklungssektor eine geeignete Brutstätte für den AIDS-Virus geschaffen hat, breitet dieser sich nun aufgrund unbedeutender Besonderheiten des Virus und bestimmter Verhaltensweisen im Industriesektor vornehmlich in den sogenannten „Risikogruppen“ aus. Nachdem diese „Risikogruppen“ in den wirtschaftlich bessergestellten Regionen als eine Art „Initialzündung“ gewirkt haben, stehen wir heute genau an dem Punkt, wo auch hier die Ausbreitung auf die allgemeine Bevölkerung übergreift, und zwar wiederum zuerst in Gebieten mit niedrigem Lebensstandard.

Diese Entwicklungsdynamik von „neuen Seuchen“ wurde bereits Ende 1974 (AIDS war damals noch nicht bekannt) in einem Forschungsbericht unter Leitung Lyndon LaRouches für Mitte bis Ende der Achtziger Jahre vorausgesagt, falls die Wirtschaftspolitik des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank bis dahin nicht geändert werden. Diese Wirtschaftspolitik wurde nicht geändert und wir haben das Problem der „neuen Seuchen“.

LaRouche ging 1974 bei dieser Untersuchung von folgender Hypothese aus. „Die negentropische Rangordnung relativ höherer und niedriger Formen lebendiger Arten können durch die relative Dichte der Singularitäten des lebendigen Prozesses abgeschätzt werden. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist es nicht notwendigerweise so, daß die menschliche Bevölkerung nur infolge von Unterernährung stirbt. Die menschliche Gesellschaft ist ein integraler Bestandteil der Biosphäre, und zwar global wie regional. Anstatt das Niveau an der relativen Negentropie der Gesellschaft als solcher zu messen, betrachten wir die Auswirkungen der Entwicklung der Gesellschaft auf die Biosphäre, der diese Gesellschaft angehört... Ein (wirtschaftlicher) Zusammenbruch der Gesellschaft bewirkt in der Biosphäre, daß diese auf einer entsprechend niedrigeren negentropischen Stufe funktioniert. Mit anderen Worten, es entsteht ein Trend zur Angleichung, bei dem relativ niedrigen Lebensformen plötzlich eine größere Bedeutung zukommt... Die niederen Lebensformen „konsumieren“ die menschliche und andere höhere Lebensformen dann als „Rohstoff“ für ihre eigene Ausbreitung.“

Von dieser Sichtweise aus wird der gefährliche Reduktionismus in der Denkweise der „zuständigen“ Behörden deutlich, die nicht nur vor elf Jahren die Möglichkeit einer AIDS-Seuche nicht gesehen haben, sondern die selbst heute noch die Augen davor verschließen möchten. Die „Ursache“ der AIDS-Seuche ist nicht mit der „zufälligen“ Mutation eines Virus der grünen Meerkatzen zum gefährlichen AIDS-Erreger HTLV erklärbar. Auch ist bekannt, daß die angeblich bekannten Übertragungswege das epidemiologische Ausbreitungsmuster nicht erklären können. Die ständige Ausweitung der „Risikogruppe“ ist ein weiteres Anzeichen dafür, daß der eigentliche Charakter der Seuche immer noch nicht richtig erfaßt wurde.

Maßnahmen gegen AIDS

In dieser Situation, wo man sich auf Institutionen wie WHO oder Bundesgesundheitsministerium nicht mehr verlassen kann, muß jeder Bürger, zusammen mit der zunehmenden Zahl an Forschern, denen die Dimension des Problems erschreckend klar wird, persönlich für die notwendigen Schutzmaßnahmen eintreten. Was ist zu tun?

Vor allen Dingen muß ein breites und gut finanziertes wissenschaftliches Programm zur Erforschung der AIDS-Krankheit in die Wege geleitet werden. Ganz im Gegensatz zu den klugen Reden in der Presse, geben alle seriösen AIDS-Forscher nämlich zu, daß wir über die Krankheit bisher sehr wenig wissen. Von dem was bekannt ist folgt, daß es nicht einfach sein wird, ein Gegenmittel zu finden. Zwar haben in letzter Zeit immer

wieder Meldungen über „Wundermittel“ gegen AIDS Hoffungen geweckt, erfüllt haben sich diese Hoffnungen allerdings bislang in keinem Fall.

Das neueste dieser Mittel, welches in Medien und Fachpresse diskutiert wird, ist das im israelischen Weizmann-Institut jetzt erstmals synthetisch erzeugte Hormon HTF. Dieses Hormon wurde bisher auf natürlichem Wege in kleinen Mengen gewonnen und eingesetzt, allerdings ohne nachweislichen Erfolg. Das Konzept des Einsatzes von HTF ist zudem ernstzunehmenden Zweifeln ausgesetzt. Die Wirkung von HTF besteht darin, daß die Funktion der T-Zellen angeregt wird, d.h. der Zellen, welche der HTLV-Virus befällt und zerstört. Nun muß man jedoch wissen, daß der AIDS-Virus ein Retrovirus ist, der eine sehr enge Verbindung mit der „befallenen“ Zelle eingeht. Die Zelle baut nämlich, mit Hilfe des Retro-Virus, ein Stück DNS in den eigenen Zellkern ein. Die Zelle und alle aus ihr durch Zellteilung hervorgegangenen Zellen, erwerben dadurch die Fähigkeit, den HTLV-Virus selbst „in dessen Abwesenheit“ zu produzieren. Die Stimulation der T-Zellen bei einem AIDS-Kranken durch Zugabe von HTF würde deshalb möglicherweise genau das Gegenteil der gewünschten Wirkung hervorrufen. Mit diesem Argument soll keinesfalls die Forschung im Weizmann-Institut herabgesetzt werden, doch muß betont werden, daß ein Forschungsprogramm gegen AIDS nur auf breiter Basis erfolgreich sein kann.

So berichtete Anfang Oktober z.B. die britische medizinische Fachzeitschrift *Lancet*, daß ein Forscherteam HTLV-Viren revitalisiert konnte, nachdem diese drei bis sieben Tage in trockener Umgebung überlebt hatten.



Eine Demonstration in den USA: „Der IWF verursacht AIDS.“

Bevor uns der Fortschritt von Wissenschaft und Technik Hilfe bringen kann, müssen Schutzmaßnahmen gegen diese Krankheit ergriffen werden, welche der Tatsache Rechnung tragen, daß bisher alle Erkrankten innerhalb von drei Jahren an ihrem Leiden gestorben sind. Als erstes muß AIDS vom Bundesgesundheitsministerium oder den entsprechenden Ministerien der Länder zu einer nach dem Bundesseuchengesetz meldepflichtigen Krankheit erklärt werden. Anfang Oktober erklärten die für die Gesundheit der Bevölkerung verantwortlichen Gesundheitsminister der Länderregierungen in Stuttgart, es sei „nicht der Fall, daß AIDS nicht unter das Bundesseuchengesetz fällt, aber im Augenblick sei die Anwendung des Gesetzes zur Eindämmung der Krankheit hinderlich“, weil die Gefahr bestehe, daß bei Meldepflicht die AIDS-Kranken „in den Untergrund“ gingen. Dieses Argument ist genauso bescheuert wie die Behauptung, man müsse Drogen legalisieren, weil sonst die Drogenhändler unkontrollierbar in den Untergrund gingen.

Solange die Übertragungsweise der todbringenden Krankheit AIDS nicht eindeutig geklärt sind — und davon sind wir weit entfernt — müssen sich alle Personen, die von Berufs wegen mit Lebensmittel und anderen Menschen häufig in Kontakt kommen, insbesondere Lehrer, einem regelmäßigen AIDS-Test unterziehen.

Schließlich sind geeignete Maßnahmen zu ergreifen, mit denen verhindert wird, daß die infizierten Personen den tödlichen Virus weiterverbreiten. Welche Maßnahmen das im einzelnen sind, hängt sehr stark von den durch Forschung und Meldepflicht gewonnenen Erkenntnissen ab. Doch muß nochmals darauf hingewiesen werden, daß die Meldepflicht gemäß den Ausführungen im Bundesseuchengesetz die „Voraussetzung für ein Tätigwerden des Gesundheitsamtes ist“, und daß das Bundesgesundheitsministerium diese aus historischen Erfahrungen für notwendig erkannten Voraussetzungen für gesundheitspolitisches Handeln sich zu schaffen weigert.

Die wichtigste Maßnahme, die sofort ergriffen werden muß, um Millionen Menschenleben zu retten, ist die sofortige Einstellung der Austeritätspolitik des Internationalen Währungsfonds. Dringend notwendige Nahrungsmittel und medizinische Hilfsgüter müssen in wohlorganisierten Transporten in die Hunger- und Seuchengebiete gebracht werden.

Erst wenn die ruinierten Wirtschaften dieser Länder wieder gesundet sind und es durch wissenschaftliche und gesundheitspolitische Maßnahmen gelungen ist, wenigstens die Ausbreitung der AIDS-Seuche zu stoppen, können wir dieser Seuche, die nach Aussagen von Experten „ein in der menschlichen Geschichte nie dagewesenes Ausmaß anzunehmen“ droht, Herr werden.

Ralf Schauerhammer



DER HL. AUGUSTINUS — Vater der afrikanisch-europäischen Zivilisation

Das Schiller-Institut lädt vom 1.-3. November zu einer Augustinuskonferenz nach Rom ein. Angesprochen ist jeder, der sich um die Erhaltung der westlichen Zivilisation kümmert und die Not in den Entwicklungsländern, speziell in Afrika, durch Industrialisierung auf ähnlichen geistigen Grundlagen überwinden wissen will.

Anlaß der Konferenz ist der 1600. Jahrestag der Bekehrung Augustins, der in das Jahr 1986 fällt. Sollte man nicht eine Bekehrung feiern, gerade wenn es sich um die des wichtigsten Kirchenvaters der westlichen Christenheit handelt? Im Falle Augustins hatte die Bekehrung Folgen, wir leben noch heute geistig und vor allem auch materiell davon. Da das Jubiläum in eine Zeit fällt, in der die abendländische Zivilisation Gefahr läuft, ihren Grund zu verlieren und sich selbst aufzugeben, ist eine Rückbesinnung, wie sie die Konferenz vorsieht, angemessen.

Man kann solche Jubiläen unterschiedlich feiern. Das Patristische Institut Augustinianum des Augustiner Ordens kündigt für die Zeit vom 15.-20. Sept. 1986 ebenfalls eine Augustinuskonferenz in Rom an. Es lädt dazu Gelehrte ein, denen Augustinus als Objekt ihres Broterwerbs dient. Der Kongreß soll die Augustinus-Studien seit 1954, dem Datum des letzten Kongresses dieser Art, aufarbeiten und den Weg zu weiteren, unzähligen Studien über diesen unerschöpflichen Gegenstand in alle Zukunft bereiten.

Der bekehrte Augustinus brachte neue Zuversicht in die vom Untergang des Römischen Weltreichs gebeutelte Zeit. Er überzeugte einen hinreichenden Teil seiner Zeitgenossen, daß die Entfaltung der Fähigkeit des Menschen, am Fortschreiten von Gottes Schöpfung mitzuarbeiten, wichtiger ist als die Erhaltung fixer politischer Institutionen. Obwohl er damit den Ewigkeitsanspruch des Römischen Reiches abwies, ermutigte er römische Staatsbeamte, die Institutionen zu verteidigen, die der Entfaltung solcher Befähigung des Menschen eher dienen, als das zu

erwartende gesellschaftliche und kulturelle Chaos der vordringenden Germanenhorden oder der Sozialrevolutionäre der Zeit, wie z.B. der Circumcellionen Nordafrikas. Zur Verteidigung des einmal erreichten Niveaus der Zivilisation rechtfertigte Augustinus auch den Einsatz von Gewalt, da ihr Verlust zu weit größerer Vergewaltigung führen würde. In diesem Zusammenhang entwickelte der Kirchenvater die Grundgedanken, die Jahrhunderte später vom Republikanismus umgesetzt wurden.

Das politische Chaos seiner Zeit spiegelte sich in einem Wust religiöser Kulte und Sekten. Augustin verstand es in seiner Polemik, die lebensverneinenden Grundlagen dieser Ideologien herauszuarbeiten und damit neue Klarheit über die Rolle, die der Schöpfer dem tätigen Menschen zuweist, zu verbreiten. Seine theologische Arbeit stellte im westlichen Christentum die Weichen weg von mystischer Weltvergessenheit hin zu bewußter Weltgestaltung. Aus ernsthafter Auseinandersetzung mit seiner eigenen geistigen Entwicklung, sagte er Gültiges über die Entwicklungsfähigkeit des Menschen. Dadurch legte er die Grundlage für ein fruchtbringendes Verständnis von Wissenschaft, Kultur, Kunst und Politik. Diejenigen, die in späteren Zeiten drohende Zusammenbruchskrisen in Phasen neuen dynamischen Wachstums umwandeln konnten, haben auf seinen Gedanken aufgebaut.

Augustinus' Bedeutung kann nur eine Konferenz gerecht werden, die für die kritischen Probleme der Gegenwart Lösungen auf den Fundamenten sucht, die Augustin gelegt hat. Der Kontinent, wo Gottes Ebenbild heute am meisten entehrt wird, wo man Millionen Menschen das Recht auf Leben, anständige Versorgung und ein sinnvolles produktives Leben verweigert, ist Afrika. Unter den dort herrschenden Lebensbedingungen sind Seuchen entstanden, die wie die Seuche AIDS, ihren verheerenden Vernichtungszug durch die Menschheit begonnen haben. Augusti-

nus, der gebürtige Afrikaner, verkörpert einen kulturellen Standard, den Afrika heute wieder erreichen muß. Sein Wirken kann für die Afrikaner zum Vorbild werden, die ihr Land aus dem derzeitigen „finsternen Mittelalter“ herausführen wollen.

Das Schiller-Institut will mit dieser Konferenz, zu der sich Gäste aus Nord- und Südamerika, Afrika, dem Nahen und Fernen Osten und Europa angesagt haben, einen Angriff auf die Feinde Augustins führen, die heute noch sein Erbe auszuschalten streben. Es sind dies die Verkünder eines neuen Synkretismus wie Hans Küng, die Propagandisten fundamentalistischer oder gnostischer Sekten nicht nur in Afrika, dem Nahen Osten sondern auch in den Industriestaaten. Wir wollen das Wissen und die Moral eines Augustinus für unsere Zeit wiederbeleben, um die Grundlagen für die rasche industrielle, kulturelle und wissenschaftliche Entwicklung Afrikas zu legen und damit das Erbe dieses schöpferischen Denkers, das wir Europäer mit den Afrikanern teilen, mit neuem Leben zu erfüllen.

Die Konferenz gliedert sich um 4 Themenkreise, die hier grob skizziert werden sollen:

I. Themenkreis: Augustins historischer, politischer und epistemologischer Kampf

Afrika wird gegenwärtig — wie andere Teile der Welt — von einer pseudoreligiösen Erweckungsbewegung vor allem islamisch-fundamentalistischer und animistischer Kulte heimgesucht. Der Sufismus spielt hierbei eine besonders häßliche Rolle. Augustin hatte Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit solchen Kulte, die in seiner Zeit den Bestand der römischen Verwaltung gefährdeten. Wie er es für seine Zeit tat, müssen die politischen aber auch die geistig philosophischen Wurzeln dieser Kulte untersucht werden. Ihrem würdelosen Menschenbild wird das des Kirchenvaters entgegengesetzt, das bis heute die Grundlage der unveräußerlichen Men-

schenrechte ist, christlich gesprochen: die Gottebenbildlichkeit des Menschen. Von diesem Menschenbild aus ist es möglich, den angeblich umweltschützenden Pessimismus der Grünen Bewegung zu bekämpfen und der Jugend wieder eine produktive Zukunft zu eröffnen.

2. Themenkreis: Ein augustinischer Ansatz zur Entwicklung Afrikas

Hier werden konkrete Vorstellungen für die Überwindung des Hungers und für die agro-industrielle Entwicklung des Kontinents vorgelegt. Damit werden nicht nur die Bedingungen umrissen, unter denen auch die Afrikaner in den Genuß der „unveräußerlichen Menschenrechte“ gelangen, sondern auch die Bedingungen, unter denen es uns möglich wird, eine moralische Existenz zu führen. Der Komplex erschöpft sich aber nicht in technischen Fragen der Entwicklung des Kontinents, sondern berührt kulturelle Voraussetzungen, die zuvor erbracht werden müssen. In diesem Kontext wird auch die neue gefährliche Seuche „AIDS“ behandelt werden, die von Afrika ihren Ausgang nimmt und inzwischen bereits die gesamte zi-

vilisierte Welt bedroht. Der Nährboden, auf dem sich diese gefährliche Seuche entfalten konnte, war der Hunger und das soziale Elend in Afrika.

3. Themenkreis: Augustinus, der Vater der modernen Wissenschaft

Im Mittelpunkt der Theologie Augustins steht der Schöpfer, das schöpferische, Welt und individuelles Leben gestaltende Subjekt. Nachdem die „moderne“ Wissenschaft, d.h. der empirische oder logisch-formalistische Positivismus, es aus dem Auge verloren hatte, büßte die Wissenschaft ihre Fähigkeit ein, der Menschheit neue Entfaltungsräume zu erschließen.

Der Wissenschaftsbetrieb verbessert den Wirkungsgrad, erweist sich aber als unfähig, sog. Grenzen des Wachstums schöpferisch zu überwinden. Als produktive Wissenschaft, wie sie von späteren Denkern wie Nikolaus von Kues, Leonardo da Vinci, Kepler, Leibniz bis hin zur modernen Schule der Hydrodynamik repräsentiert wird, verstand es Augustins Schöpfungstheologie, sein Menschenbild mit den Problemen zusammenzubringen, die sich aus den jeweils neu zeigenden

Grenzen des Wachstums und der Erkenntnis stellten.

4. Themenkreis: Eine neue Weltordnung der Vernunft

Augustins Menschenbild und Geschichtstheologie haben sich in der Geschichte als sehr wirksam erwiesen. Von Karl dem Großen über die politischen Denker der italienischen Renaissance bis hin zu den vorwärtstreibenden Denkern der bürgerlich-industriellen Revolution haben sich alle großen „Gesetzgeber“ mehr oder weniger explizit auf Augustins politische Gedanken bezogen. Die Beiträge dieses Themenkreises widmen sich den Bemühungen in der Geschichte, das Ordnungsprinzip Vernunft (*Logos*) bei der Organisation der menschlichen Gesellschaft (den *Gottesstaat*) zur Geltung zu bringen, wie sie sich nicht nur in entsprechenden politischen Kämpfen zeigen, sondern auch in den großen kulturellen Anstrengungen etwa eines Dante, Petrarca, der Schule Raffaels, der Vertreter der polyphonen Musik u.ä. Es gilt auch Wege zu zeigen, wie ähnliche Ziele in unseren Tagen erneut in Angriff genommen werden.

Dr. Helmut Böttiger



Auf dem Bild die Gründerin des Schiller-Instituts, Helga Zepp-LaRouche, Pedro Rubio und Jorge Carillo, der inzwischen zum Arbeitsminister Kolumbiens ernannt wurde.



Alfredo Mendoza und Edith Contreras-Bustos

Maria-Laura Groppi und Romano Franceschetto vom Belcanto-Trio

MUSIK

Konzertreihe zum Jahr der Musik in Europa

Auf große Begeisterung bei einer ansehnlichen Zahl von Zuhörern stießen die ersten Konzerte einer ganzen Serie, die die Akademie für Humanistische Studien in mehreren Städten Europas zum „Jahr der Musik“ veranstaltet hat und zu der Instrumentalisten und Sänger aus Italien, Holland, Mexiko und der Bundesrepublik quer durch Europa gereist sind. Die Akademie möchte mit diesen Konzerten erreichen, daß sich Publikum wie Künstler sehr intensiv mit jener Musik beschäftigen, die in der Tradition der klassischen Kompositionsmethode Johann Sebastian Bachs und Georg Friedrich Händels stehen und darüber hinaus auch Methoden der Interpretation zeigen und wieder aufleben lassen, die die wirkliche Schönheit klassischer Kompositionen, insbesondere des Gesangs deutlich machen.

Gesprächskonzerte

Zwei Künstler aus Holland, der Geiger Thomas Magyar und der Pianist Douda Poliakine, eröffneten die Konzertreihe im Juni mit sechs Gesprächskonzerten in der Bundesrepublik (Travemünde, Hannover, Schwarzenbek, Düsseldorf, Stuttgart und Darmstadt). In leichtem, sehr persönlichem Plauderton gelang es Thomas Magyar, die Zuhörer direkt in die Arbeit seiner Interpretation mit einzubeziehen und die Komposition zu verfolgen. Händels Sonate Nr. 3 D-Dur bildete den Anfang, und hier gab er den einzelnen Sätzen neue Titel, wie „Drama“ oder „Tanz“, was sich auch in der darauffolgenden Darbietung direkt widerspiegelte und den anwesenden Kindern und Jugendlichen den Zugang zu

dieser Musik öffnete. Interessant auch sein Vergleich Johann Sebastian Bachs mit Rembrandt, als den Architekten, den Denker. Meisterhaft war sein Vortrag der Partita Nr. 2 für Solovioline, eine der schwierigsten, aber auch schönsten Darstellungen des Kontrapunkts von Bach. Douda Poliakine war ein Begleiter am Flügel, dem es hervorragend gelang, sich auf das Zusammenspiel und mehr noch auf den Dialog beider Instrumente einzulassen. Kein Wunder, denn beide Künstler sind seit Jahren eng befreundet und konzertieren seit langem zusammen. Zwei Meister der alten klassischen Schule, die man bald wieder hören möchte.

Frischer Wind aus Italien

Mit besonderer Aufmerksamkeit widmete man sich in vier großen Städten der Bundesrepublik (Düsseldorf, Wiesbaden, Stuttgart und München) den Vorbereitungen für ein Konzert des „Amadeus-Oktetts“ aus Mailand. Die acht jungen Bläser und ein Kontrabassist, alle Studenten des Mailänder Konservatoriums und angehende Profimusiker, präsentierten sich mit einem hochkarätigen Programm (Stücke und Arien aus „Don Giovanni“ von Mozart, Ungarischer Tanz Nr. 7 von Brahms, Oktett in Es-Dur von Beethoven und Serenade in Es-Dur von Mozart) und Aufführungen, die jeden Zuhörer in absolute Begeisterung versetzte. Die Darbietung der Stücke aus „Don Giovanni“ war schon für sich eine kleine Sensation, denn die Frische und Lebendigkeit, der volle Klang und auch die Präzision des Zusammenspiels überraschte jeden.

Munter wurde es beim Ungarischen Tanz Nr. 7 von Johannes Brahms. Der schwungvolle Vortrag, der hier von dem ersten Klarinettenisten geradezu herausgefordert wurde, erzeugte beim Publikum nicht nur Schmunzeln, sondern es durfte auch herzlich gelacht werden.

Die Darbietungen von Ludwig van Beethovens Oktett Es-Dur und Mozarts Serenade in Es-Dur machten dann sehr deutlich, daß diese Stücke extra für diese Besetzung komponiert worden sind, und so konnten sich die jungen Musiker wirklich auf die Ausarbeitung der verschiedenen Dialoge und dynamischen Prozesse der Stücke konzentrieren, was ihnen vortrefflich gelang. Frenetischer Beifall und begeisterte Bravo-Rufe forderten mehrere Zugaben, die nur zu gern gegeben wurden. Die Freude an der dargebotenen Musik beflügelte Zuschauer und Musiker.

Belcanto

Große Erwartungen sind an die Liederabende und Opernkonzerte geknüpft, für die die Akademie Sänger aus den Vereinigten Staaten, Italien, Mexiko und Deutschland engagiert hat. Der Bariton Laurent Anders aus Hamburg bewies mit einem hervorragend dargebotenen Liederabend in Stuttgart seine großartige Fähigkeit zur intensiven und sensiblen Erarbeitung deutscher Lieder. Ergreifend war seine hochdramatische Interpretation des „Erlkönig“ von Carl Loewe, in der es ihm gelang, den Unterschied zwischen den drei Personen (Vater, Kind und Erlkönig) durch die Veränderung der Stimme herauszuarbeiten.

Begleitet wurde Laurent Anders von dem sehr einfühlsam und tragenden Klavierspiel des Pianisten Rüdiger Steinfatt.

Laurent Anders wird im Rahmen der Konzertreihe in Mailand, Bologna und Rom gastieren und im Dezember in Münster und Köln mit zwei Gesprächskonzerten zu hören sein.

Aus Mexiko kamen der Tenor Alfredo Mendoza und seine Frau, die Sopranistin Edith Contreras Bustos. Stockholm, Celle, Bad Pyrmont, Köln, Wiesbaden, Ingolstadt und Passau waren ihre Stationen, in denen sie das Publikum zu wahren Begeisterungstürmen hinrissen. Man wollte es eigentlich nicht glauben. War das wirklich ein Mexikaner, der da die „Dichterliebe“ von Robert Schumann nach Gedichten von Heinrich Heine sang? Alfredo Mendoza, der übrigens Präsident des Schiller-Instituts in Mexiko ist, hat die klare, akzentfreie Aussprache nicht durch einen langen Deutschlandaufenthalt gelernt, sondern durch die intensive Beschäftigung mit deutschen Gedichten und Liedern. Mit einer wunderschönen Belcanto-Stimme trug er die „Dichterliebe“ vor, und erfreute das Publikum danach mit einigen spanischen Liedern.

Edith Contreras Bustos ist Sängerin mit ganzem Herzen. In unnachahmlicher Weise sang sie „Frauenliebe und Leben“ von Robert Schumann. Unglaublich klangvoll in den Höhen und intensiv in der Interpretation vermittelte diese Stimme einen Grad an Schönheit, den so leicht keine Interpretin deutscher Lieder erreicht. Eine Sängerin voller Temperament und überschäumender Lust am Gesang. Höhepunkt dieser Tournee war ein Konzert des mexikanischen Paares in Madrid mit über eintausend Zuhörern.

Mit sieben Konzerten in Stockholm, Kopenhagen, Hamburg, Düsseldorf, Wiesbaden, Paris und München stellte sich das Belcanto-Trio aus Italien vor. Maria Laura Groppi (Sopran), Romano Franceschetto (Bariton) und Paola Pisa (Klavier) traten mit Arien und Duetten aus Opern von Mozart, Verdi, Bellini, Rossini und Donizetti auf. Hier zeigte sich nun, daß Belcanto nicht nur einfach übersetzt „schön singen“ bedeutet, wie viele unbedarfte Fachleute und Sänger vor allem deutscher Gesangsschulen behaupten wollen, sondern daß „Belcanto“ eine bestimmte Gesangstechnik ist, die es dem Sänger ermöglicht, einen besonders schönen, runden und ausgewogenen Ton zu singen, und zwar in allen Lagen, ohne daß man den Registerwechsel bemerkt. Der Bariton Romano Franceschetto kann das. Seine Stimme hat immer den richtigen Sitz, die Verbindung von Kopf und Körper geht nie verloren, kein flacher oder gepreßter Ton kommt aus dieser Kehle. Maria Laura Groppis Gesang trägt viele Elemente des Belcanto in sich. Einfach überwältigend ist ihre Fähigkeit, Töne im Pianissimo anzusetzen und sie dann zu voller

Größe aufzubauen, so daß man meint, der ganze Zuschauerraum würde vibrieren. Beide Sänger überraschten das Publikum zusätzlich mit ihren komödiantischen Fähigkeiten, was den Abend zu einem unvergeßlichen Erlebnis machte. Paola Pisa am Klavier erwies sich als ebenbürtige und zuverlässige Begleiterin, die durch ihre brillante Technik keinen Zweifel an dem hohen Niveau dieses Konzertabends aufkommen ließ.

Elke Schäfer

Weitere Konzerttermine 1985

Adalberto Murari (Violine), Carlo Levi-Minzi (Piano): 17.11. Hannover, 18.11. Düsseldorf, 22.11. Nürnberg
Joyce Carter (Mezzosopran): 8.11. Nürnberg, 13.11. Darmstadt, 14.11. Düsseldorf
Marie Pierre Soma (Piano), Eliane Magnon (Cello): 10.11. Wiesbaden
Nähere Auskünfte: Tel. 061 21/449031, Frau Schäfer

BUCH



Erwin Schrödinger: „Mein Leben, meine Weltansicht“ — Das philosophische Testament des Nobelpreisträgers und die Erstveröffentlichung der im Nachlaß gefundenen Autobiographie, — Paul Zsolnay Verlag, Wien 1985

1961 starb einer der bedeutendsten Naturwissenschaftler unserer Zeit. Er lieferte entscheidende Beiträge zu den Grundlagen unseres gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Weltbildes, das durch Stichworte wie Akausalität, Wellenmechanik, Unbestimmtheitsrelation, Komplementarität, expandierende Kugelwelt, kontinuierlichen Schöpfungsakt angeissen wird. Umso erstaunlicher, daß es fast ein Vierteljahrhundert dauerte, bis drei wichtige Dokumente aus seiner Feder veröffentlicht wurden, die über sein Leben und Denken authentisch Auskunft geben. In ihnen findet man nichts von den oben genannten Stichworten. Schrödinger meint nämlich, daß die dadurch umrissenen Themen weniger mit dem philosophischen Weltbild zu tun haben, als die Mode möchte.

Die Skizze „Mein Leben“ schrieb Schrödinger am Ende seines Lebens, als ihn eine schwere TBC-Erkrankung ans Krankenbett fesselte. Es ist erstaunlich, mit welch trockenen, knappen und doch treffenden Worten der Naturwissenschaftler, der einmal Dichter werden wollte („as a matter of fact my early desire was to be a poet“) die entscheidenden, sein Denken beeinflussenden, oft gerade die wenig spektakulären Ereignisse seines Lebens darstellt. Man erfährt etwas über eine intensive, ein Leben lang währende Freundschaft, rege naturwissenschaftliche und philosophi-

sche Diskussionen im Elternhaus, Verächtliches über die Hilflosigkeit kirchlicher Sprachlosigkeit, Achtenswertes über Lehrer, wobei in einem Fall hervorgehoben wird, daß der eine Jude, der andere ein Antisemit („mehr nach Herkunft, nicht sehr schlimm“) war. Das Dritte Reich reflektiert sich in zahlreichen Aufenthaltsveränderungen, die ihn durch ganz Europa brachten, bis man ihm in Dublin eine längere fruchtbare Schaffensperiode zugestand.

Der Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg ist kein Soldat und hat an nichts Soldatischem Interesse. Er hat nur sarkastische Bemerkungen für diese Zeit, wenn er nicht gerade zum ersten Mal in seinem Leben ein Elmsfeuer auf dem Stacheldrahtverhau beobachten kann. Seine Einstellung zum Zweiten Weltkrieg charakterisiert er in einem Satz, den er einer Frau Eller widmet, „deren 3 Männer im Zweiten Weltkrieg ihr Leben für eine Sache ließen, die keineswegs die ihre war“. So ist er nur auf einen Orden stolz, die Friedensklasse des Pour le Merite.

Bei aller Knappheit gibt Schroedinger so ein sehr plastisches Bild seines Lebens, auch wenn er es nicht ein „echtes Lebensbild“ nennen möchte, schon „weil das Fortlassen der Beziehung zu Frauen einerseits in meinem Falle eine große Lücke ergibt, andererseits geboten erscheint... weil in diesen Dingen kein Mensch wirklich ganz aufrichtig und wahrhaftig ist oder auch nur sein darf“.

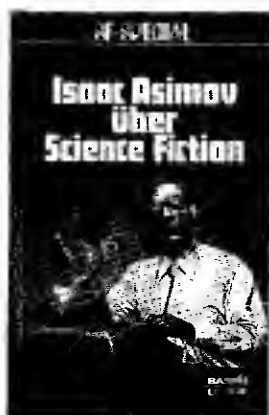
Interessanter vielleicht ist noch der Teil „Meine Weltansicht“. Er umfaßt zwei Aufsätze. Einen schrieb er um 1925 noch vor der Wellenmechanik „Suche nach dem Weg“, den anderen 1960 „Was ist wirklich“. Er hat sie noch vor seinem Tod nicht ohne Skrupel zur Veröffentlichung freigegeben, da sie nichts enthalten, was seines Faches wäre und er eventuell den „Fachphilosophen ins Handwerk pfuschte“, aber „es sind im ganzen etwa 28-29 000 Worte, nicht übertrieben viel für meine Weltansicht“.

Das Erstaunlichste ist, wie sehr sich beide Aufsätze, zwischen denen 35 Jahre seines fruchtbarsten Lebens liegen, nach Fragestellung und Lösung ähneln. Es geht um die Auseinandersetzung mit Mach, Avenarius, kurz mit dem Positivismus der Wiener Schule, die uns heute eher unter dem Namen Popper bekannt ist. Sie kreisen um das Problem, daß viele Ichs über eine aus vielerlei Dingen zusammengesetzte Welt ein erstaunlich mit sich identisches Bewußtsein haben. Am nächsten an eine Lösung brachte ihn der von ihm sonst nicht so geschätzte Pessimist A. Schopenhauer durch seinen Hinweis auf die Alleinheitslehre der Upanishaden heran. Schrödinger reduziert diese Lehre auf ein dem modernen Denken erträgliches Maß an Mystizismus, vergleicht sie mit dem weit wilderen und weniger überzeugenden Mystizismus des Wiener Positivismus und versucht einige ethische Konsequenzen davon abzuleiten.

Schrödinger ehrt, daß er als großer Wissenschaftler nicht der wissenschaftlichen Mode folgend die Metaphysik einfach ablehnt, sondern ernsthaft um sie als Grundlage des Denkens und Forschens ringt. Dabei stellt er sehr einfache und wegen ihrer Einfachheit überzeugende Fragen, die meistens aus dem Bereich der Biologie gewonnen wurden und noch immer zu denken geben. Bedauerlich nur, daß ihn seine philosophisch so dürftige Zeit nicht mit besseren philosophischen Instrumenten ausrüsten konnte. Zu wieviel weiteren und grundlegenden wissenschaftlichen Durchbrüchen hätte ihm das verhelfen können und um wieviel wahrscheinlicher wäre es gewesen, daß es Max Born, Bertrand Russell und H.A. Whitehead dann nicht gelungen wäre, seinen schöpferischen Geist zu brechen und zu fesseln.

Dr. Helmut Böttiger

Isaac Asimovs „Non-Science-Fiction“



Betrifft man heutzutage die Taschenbuchabteilungen der Buchhandlungen schauen einem schon von weitem die skurrilen Umschläge der Science Fiction und Fantasy-Bücher entgegen. Tatsächlich hat dieses Genre der Unterhaltungsliteratur in den letzten Jahren einen enormen Aufschwung erlebt. Gerade in sogenannten linken Kreisen haben mystische Kultbücher wie Tolkiens „Herr der Ringe“ oder Michael Endes „Unendliche Geschichte“ enorme Popularität gewonnen. In diesen Fantasy-Geschichten wird sich nicht gescheut, auf keltische und nordische Sagen, mittelalterliche Weisen zurückzugreifen, um pessimistische Zukunftsvisionen zu verbreiten, in denen die Erde entweder durch atomare, ökologische oder andere Katastrophen zerstört wird, oder der Mensch von

Computern, Robotern und ähnlichem kontrolliert wird.

Einer der prominentesten Science Fiction-Autoren ist der Amerikaner Isaac Asimov, der seit vierzig Jahren seine Phantasien in über 200 Publikationen ausgelebt hat. Er ist nicht nur ein Science Fiction Schreiberling, nein, ihn umweht auch der Hauch der „Wissenschaftlichkeit“, denn, man denke, er ist Professor für Biochemie, und hat nicht nur angeblich seine wissenschaftlichen Erkenntnisse in den „Stories“ einfließen lassen, sondern auch durch sogenannte populärwissenschaftliche Bücher den unwissenden Laien in die Geheimnisse der Naturwissenschaft eingeführt. Selbst im „Air and Space Museum“ in Washington, D.C. füllen seine Bücher die Tische der Buchhandlung.

Asimov als „Wissenschaftler“

Asimov, der 1920 in Petrovichi (UdSSR) geboren wurde, aber schon 1923 mit seinen Eltern in die Vereinigten Staaten emigrierte, studierte an der Columbia Universität Biochemie, promovierte und wurde 1949 an die Universität Boston berufen, wo er in den folgenden Jahrzehnten in der Medizinischen Fakultät Biochemie lehrte.

Schon Ende der 30er Jahre veröffentlichte er die ersten Science Fiction Geschichten in dem Magazin „Amazing Stories“, die praktisch der Beginn einer ganzen Flut waren. Auch zu Themen aus der Physik, Mathematik, Biologie und bezeichnenderweise Mythologie fühlt sich Prof. Asimov gemüßigt, seine Meinung kundzutun. Welche Rolle er den Wissenschaftlern allerdings gibt, wird im folgenden deutlich:

„In vorwissenschaftlicher Zeit war es also die Rolle der Priester, Magier, Zauberer, Schamane (auch hier spielt der Name keine Rolle), der die Funktion des heutigen Wissenschaftlers erfüllte. Es war der Priester, von dem man annahm, daß er die Geheimnisse zur Beherrschung der Natur besaß, und es war der Fortschritt im Wissen um magische Formeln, der die menschliche Macht steigert.“

Bei einem solchen wissenschaftlichen Selbstverständnis ist es auch nicht verwunderlich, daß er mehr als alles andere „Vater Zufall“ zu Rate zieht. In dem Buch „Grünes Licht für das Leben“ schreibt er über die Entstehung des Lebens:

„Eine Geschichte von dreieinhalb oder vielleicht vier Milliarden Jahren mag noch lang genug sein, damit sich Leben durch Zufallsprozesse bilden könnte... nun sind fünf bis sechs Milliarden Jahre eine tatsächlich sehr lange Zeit, und wir können ruhig fortfahren, den Zufall als Schöpfer des Lebens zu untersuchen.“ Ein negentropisch sich selbst entwickeltes Universum hat natürlich in seinen Ausführungen keinen Platz. Ganz im Gegenteil, die sich selbst organisierenden na-

turgesetzlichen Prinzipien reduziert er lapidar auf „diejenigen Aspekte des Universums, die auf gewisse Verallgemeinerungen reduziert werden können, die man als Naturgesetze bezeichnet.“

In gleicher schnoddriger Art hat er auch seine „Biographische Enzyklopädie der Wissenschaftler und der Technik“ geschrieben, in der er in über 1000 Einzelbiographien Wissenschaftler und Techniker vorstellt: von Avicenna zu Armstrong, Cusa und Bacon, Leibniz und Newton und so weiter, querbeet Repräsentanten der aristotelischen sowie der platonischen Tradition, ohne solche natürlich zu erkennen. So sind Teile dieser Biographien wirklich peinlich, wenn nicht sogar böseartig falsch. Von dem großen Mathematiker Georg Cantor behauptet er: „Es mag als eine späte Ehrung Cantors angesehen werden, daß heute jeder Schulanfänger mit Mengenlehre zu Rechnen beginnt, einer modernen Mathematik, die auf Cantor zurückgeht“. Cantor würde sich im Grabe umdrehen, wüßte er, mit welcher reduktionistischen Methoden den Schülern Algebra einge-trimmt wird. Bei Alexander von Humboldt passiert die Peinlichkeit, daß er ihn Alexander Wilhelm von Humboldt nennt, und prompt das falsche Bild, nämlich das von Wilhelm, abgebildet ist; bei Kepler unterstreicht er besonders dessen astrologische Studien, dessen „1619 geschriebenes Buch noch viel mystische Formulierungen enthält“ (gemeint ist die Weltharmonik!) und Leibniz nennt er ein „Wunderkind, dessen universelle Talente die Kindheit überdauerten.“ In solch oberflächlicher Art werden dem Leser Halbwahrheiten aufgetischt, die eine kohärente geschichtliche Betrachtungsweise der Naturwissenschaften unmöglich machen. So kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es Asimov gar nicht gelegen ist, seinen Lesern „zuviel“ wissenschaftliche Erkenntnis zu vermitteln, und seine Science Fiction-Stories untermauern dies.

Asimov als „Zukunftsseher“

1939 veröffentlichte Asimov die Geschichte „Trends“, die sich mit dem Mondflug beschäftigte. Asimov rühmt sich in eitler Selbstbeschau, als einer der ersten den Mondflug vorausgesehen zu haben — eine maßlose Selbstüberschätzung, denn schon 1928 drehte Fritz Lang unter Beratung des Raketenforschers Oberth den recht realen und optimistischen Zukunftsfilm „Frau im Mond“, und die Peenenmünder Wissenschaftler waren fest überzeugt, bald den Weltraum erobern zu können. Nein, der Sinn von Asimovs Geschichte war ein anderer: „...Ich war mir bewußt, daß all diese technologischen Fortschritte in der Vergangenheit, die signifikante Veränderungen des menschlichen Lebens mit sich gebracht hatten, von wichtigen Teilen der Bevölkerung... angegriffen worden waren.

„Meine Geschichte befaßte sich deshalb in erster Linie mit der Opposition gegen eine Raumfahrt...“

„Diese Geschichte war, soviel ich weiß, die erste Beschreibung eines ideologischen Widerstandes gegen die Ausbreitung der Menschheit im Weltraum. Zuvor hatten alle, die sich mit dieser neuen Entwicklungsmöglichkeit befaßten, die Reaktion der Menschheit entweder ignoriert oder waren davon ausgegangen, sie würde positiv sein. Als es dann gegen Ende der sechziger Jahre tatsächlich zunehmenden ideologischen Widerstand gegen Raumfahrtprojekte gab, sah ich mich plötzlich als Seher gelobt, obwohl ich doch nur das Unvermeidliche vorausgesehen hatte.“

Seine Seherfähigkeit sollte man etwas kritischer betrachten, denn in Wirklichkeit half er wie eine Reihe anderer Autoren und „Denkfabriken“ durch die Verbreitung solcher Schriften, den ideologischen Boden für die in den 60er Jahren entstandenen technologiefeindlichen Umweltschutzbewegungen zu legen. Diese Bewegungen entstanden nicht aus Zufall, wie es wohl auch Asimov selbst nicht glaubt, sondern waren das Produkt einer gezielten Manipulation feudalesinnter Denkfabriken. Konzepte, wie sie der Club of Rome, die Pugwash-Bewegung oder die Bertrand-Russell Foundation vertreten, finden sich auch in Asimovs Zusammenfassung der „futuristischen Aspekte der Science Fiction“, nämlich:

„1. Geburtenkontrolle: Ein unbeschränkter Bevölkerungszuwachs bringt mit Sicherheit Hunger und irreparable Zerstörung der Umwelt mit sich. Die menschliche Bevölkerung der Erde kann nicht länger wachsen, und der einzige Weg, auf humane Art den Zuwachs zu beschränken... ist die Reduzierung der Geburtenrate.“ (Dies ist auch heutige Politik des völkermörderischen IWF).

„2. Weltregierung: ... Eine Weltregierung, der es gelingt, die Anstrengungen der Menschheit in die notwendigen Richtungen zu kanalisieren, scheint wünschenswert, ja unabdingbar. (Dies ist das Konzept der „One-Worldist“, die die Welt durch eine aristokratische Elite regiert sehen wollen, siehe Bertrand Russell.)

Andere Punkte betreffen die „Erziehung durch Computer“, Bionische Menschen (wobei sich Roboter und Menschen immer ähnlicher werden könnten und eine neue Form entstünde, die den völlig menschlichen als auch den völlig robotischen Körper übertrüge), Genetic Engineering (Embryos würden anstatt in der Gebärmutter im Labor entwickelt) usw. Die Nutzbarmachung des umliegenden Weltraumes — in der Tat eine wichtige Herausforderung für die Menschheit — sieht Asimov als nützlich, weil dadurch „die Erde von den verschiedenen Nachteilen der Industrialisierung befreit (wäre) und zu den gesunden Zuständen eines landwirtschaft-

lich-pastoralen Lebensstils zurückkehren könnte, ohne auf die Wohltaten der Wissenschaft und Industrie zu verzichten.“ Wahrscheinlich ein Trost, auch im nächsten Jahrtausend nicht auf die grüne Schafweide verzichten zu müssen.

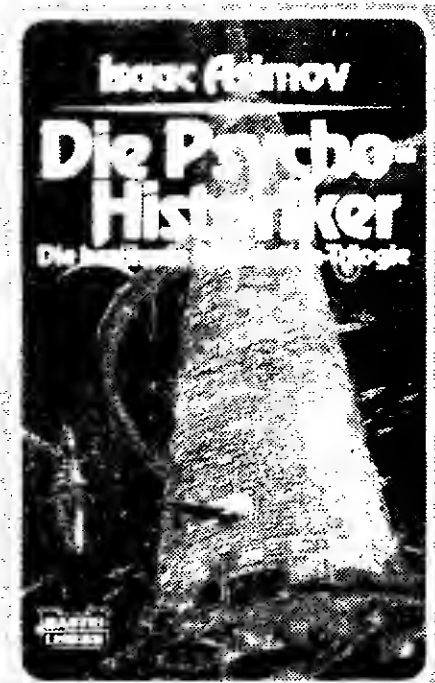
Asimovs Kochrezept für seine „Fast-Read-Produkte“ ist sehr einfach: Man nehme die nach-industrielle Gesellschaft, würze sie mit einer tüchtigen Portion Nullwachstum, nehme die gängigen Ansichten der One-Worldist, mische noch ein paar aus dem Lexikon abgeschriebene Fachbegriffe darunter und schon ist die „Story“ fertig.

Bezeichnend sind seine Robotergeschichten, von denen er Dutzende schrieb. Seien es nun herzzerbrechende Geschichten, von Robotern als Haushaltshilfen, in die sich die Hausfrau unsterblich verliebt („Geliebter Roboter“), oder ein Autopark alter selbstfahrender Autos, die reden, sprechen und fühlen können (Sally). Der Roboter ist der moderne Sklave, der intellektuell besser und effektiver als der Mensch denkt und handelt, nur emotional ihm nicht gleichkommt. In der Geschichte „Der Zweihundertjährige“ emanzipiert sich der Roboter, um gleiche Rechte wie die Menschen zu erlangen und immer „menschlicher“ zu werden, bis er sogar seine Unsterblichkeit aufgibt, und unter Tränen der „menschlichen“ Bewohner stirbt. Das Szenario der Kurzgeschichte „Zwischenfall bei der Dreihundertjahrfeier“ wirft noch einmal ein Licht auf Asimovs Bewunderung für eine Weltregierung:

„4. Juli 2076 — es war keine Nation im hergebrachten Sinne, sondern mehr ein geographischer Ausdruck; Teil eines größeren Ganzen, das sich aus dem Weltbündnis aller Menschen auf der Erde, auf dem Mond zusammensetzte. Der Name und die Idee jedoch lebten in Kultur und Überlieferung fort...“

Natürlich ist der Unabhängigkeitstag der Vereinigten Staaten gemeint, in einer Zeit, in der es keine Aggressionen, kein Terrorismus und Kriege mehr gibt. Aber nicht aufgrund einer vernünftigen Gesellschaft, sondern durch die Kontrolle der Weltregierung. Es gibt noch den Präsidenten der Vereinigten Staaten, der sich bei öffentlichen Auftritten durch einen gleichaussehenden Roboter vertreten läßt. Bei dieser Feier nun wird für die Öffentlichkeit der Roboter ermordet, in Wirklichkeit aber der Präsident, so daß die Staaten jahrelang von einem Roboter geführt werden.

Ähnlich zynisch handelt auch die Geschichte von einem Wissenschaftler, der einen neuen tödlichen Virus entdeckt hat. Er wird von Wissenschaftlern der World Food Organisation (WFO) bedrängt, diesen Virus den Nahrungsmittellieferungen an die Dritte Welt beizumischen, denn, so argumentiert ein Wissenschaftler: „Die Erde ist ein Rettungsboot. Wenn man den Vorrat an Nahrungsmitteln gerecht verteilt, würden alle



Für sein wohl berühmtestes Buch „Die Psychohistoriker“ wurde Asimov mit dem Hugo ausgezeichnet, der bedeutendsten Auszeichnung in der Science Fiction.

sterben. Wenn einige aus dem Rettungsboot geworfen werden, können die anderen überleben. Es erhebt sich nicht die Frage, ob einige sterben werden, denn sie müssen sterben. Es erhebt sich die Frage, ob einige leben werden.“ ... „Überlegen Sie doch, es wäre ein schmerzloser Tod. Die Membranen zersetzen sich langsam, und der betreffende Mensch schläft ein und wacht nicht mehr auf, ein schönerer Tod durch Verhungern, was unvermeidlich wäre, oder die Vernichtung durch Atomwaffen. Außerdem müßte nicht jedermann sterben... Die Auslese wird genau dort durchgeführt, wo die Überbevölkerung und die Hoffnungslosigkeit am schlimmsten sind.“

Hier beschreibt Asimov mit dem gleichen Zynismus den hedonistischen Kampf ums Überleben, wie es auch schon H.G. Wells, Orwell oder Huxley in ihren widerwärtigen Ideen zum Ausdruck brachten, die allerdings im innersten Kreis der oligarchischen Elite als Programm angesehen werden.

Um die Zukunft meistern zu können, brauchen wir keine Asimovs, sondern Menschen, die ihre Kreativität einsetzen, um einer wachsenden Bevölkerung einen vernünftigen Lebensstandard zu garantieren, der schon auf unserem heutigen Standard technisch kein Problem mehr ist.

Ellen Hanß



MALEREI

Gedanken zu Rembrandts Selbstporträts

„Ein Porträtmaler kann seinen Gegenstand gemein und kann ihn groß behandeln. Gemein, wenn er das Zufällige eben so sorgfältig darstellt als das Notwendige, wenn er das Große vernachlässigt und das Kleine sorgfältig ausführt; groß, wenn er das Interessantere herauszufinden weiß, das Zufällige von dem Notwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. Größe aber ist nichts als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen.“

Diese Worte Friedrich Schillers, die seinem Essay „Gedanke über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“ entnommen sind, hätten genausogut von Leonardo da Vinci stammen können, der in seinem Lehrbuch über die Malerei schrieb, daß ein guter Porträtmaler zweierlei zu malen habe, den Menschen und dessen Seele. Aber wie sich Seele malen ließ, das hat erst der Maler Rembrandt in der Geschichte der Malerei anhand seiner Selbstporträts meisterhaft vollendet.

Indem er sich selbst, als schaffender Künstler, zum Objekt seiner Beobachtungen machte, machte er das Menschliche, die Seele des Menschen, für seine Nachwelt sichtbar. Fast 100 Radierungen und Selbstporträts wurden von ihm während seines Lebens geschaffen — Produkte einer Zeitepoche, die vom Geist der sich entfaltenden jungen niederländischen Republik zu Beginn des 17. Jahrhunderts und dem Aufschwung in den Naturwissenschaften und im Handel geprägt waren.

Das Gesicht, der Sitz der menschlichen Seele und Ausdruck aller seiner geistigen und seelischen Empfindungskräfte, wurde von Rembrandt intensiv studiert. Dabei kam es ihm nicht darauf an, den Menschen in einer momentanen Stimmung festzuhalten, vielmehr wollte er die Humanität des Menschen, den schöpferischen Funken der Vernunft, die Gabe der Empfindung und die Fähigkeit zum Schönen und Erhabenen verewigen. Er malte Greisenbildnisse, Gesichter voll unbeweglicher Ruhe und Einsamkeit, Gesichter alter Menschen, an deren durchgearbeiteten Gesicht man die Geschichte eines ganzen Le-

bens entnehmen kann. Er malte Frauenbildnisse, wie das seiner Frau Hendrike Stoffels, welche mit einem Gesichtsausdruck von Lachen und Traurigkeit das Zwiespältige ihrer Persönlichkeit offenbart. Er malte Historienbilder, er malte Bettler, Rattengiftverkäufer, Hausierer, Pfannenkuchenbäckerinnen — es gab nichts am Menschen, was er nicht dargestellt hätte.

Schicksal: „Die Kunst und das Schöne“

Die meisten Leute verstehen Malerei als Abklatsch der Wirklichkeit. Als schön gilt heute entweder grellster Kitsch an den Wänden der Wohnhäuser oder Standardbilder, welche dem gesellschaftlich verbindlichen Geschmack entsprechen. Die wenigsten Menschen aber haben ein Urteilsvermögen, ein Empfindungsvermögen für das, was schön ist, ihnen fehlt das innere Auge, das Einfühlungsvermögen, mit dem sie, ähnlich wie ein guter Maler es tut, hinter die „Persona“, die Erscheinung, den Putz und die Aufmachung, in der sich eine Person gerne zeigen will, blickt und das vielmehr Wesenhafte, die innere Gestalt der Person, ihren Charakter an diesem Individuum entdeckt. Während ein Cartoonmaler mit seiner Karikatur das Typische am Menschen herausarbeitet und uns zum Lachen anregt mit seiner Methode des Überzeichnens, vermag ein guter Maler, so wie ein guter Komponist und Dichter, uns stets aufs Neue zu erschüttern, — er vermag über Jahrhunderte hinweg, selbst in den verschiedensten Kulturkreisen, selbst bei rückständigen Menschen jene Gemütsregung hervorzubringen, welche universal gültig ist, jene Mischung des Erhabenen und Schönen und Menschlichen, wo der Mensch größer ist als sein Schicksal.

Welche Bedeutung der Malerei als Teil einer ästhetischen Erziehung des Menschen zukommt, wie sehr Malerei stumme Poesie ist, faßt niemand besser als Friedrich Schiller zusammen. Schillers grundsätzliche Auffassung lautet, daß das Denkvermögen und das Empfindungsvermögen des Menschen erst durch seine Fähigkeit, mit dem Schönen zu spielen,

das heißt, durch große Kultur vollentwickelt und wachgerufen wird. „Der Mensch soll mit der Schönheit spielen, und nur da ist er ganz Mensch, wo er spielt“, so lautet die Kernaussage in Friedrich Schillers ästhetischen Briefen. Zum einen versetzt die Schönheit, das Erleben großer Musik, bildender Kunst und Poesie einen in sich zutiefst unruhigen, angespannten Menschen in Ruhe, sie gibt demjenigen, der unter den Zwängen verschiedener Empfindungen steht, Freiheit.

Gerade weil das Spielen mit der Schönheit ohne eigentlichen Zweck ist, gerade weil sie lediglich das Vermögen des Menschen stärkt, zu innerer Freiheit zu finden, können jene Gemüter, die sich stets an der Ordnung im Leben und Alltag ergötzen, die fanatisch auf die Einhaltung von Regeln und Pflichten pochen und rigoristisch die moralische Lebensführung beim Nachbarn fordern und ihn desto mehr verachten, wenn er eine Regel bricht, nichts mit dieser Herausforderung anfangen. Gerade die Bestimmungslosigkeit, das nicht Zweckgebundene am Schönen, das freie Spiel der Kräfte macht sie verzweifelt. Dennoch, sagt Schiller, gibt es keinen anderen Weg als derartig empfindungsmäßig verkrüppelte Menschen nur über den Weg der ästhetischen Erziehung in allen Vermögen zu bilden. Ein solcher sich entwickelnder Mensch wird zunächst die Vernunft, die Moral, das wahre Selbst als etwas Äußeres, als Fessel empfinden, die dem inneren Bedürfnis des „Selbst“, d.h. dem Ego, im Wege stehen, bis er so viel Selbstliebe und Unabhängigkeit des Denkens entwickelt hat, daß ihm die eigene Vernunft zum wahren Selbst geworden ist. „Der ästhetische Spieltrieb wird also in seinen ersten Versuchen noch kaum zu erkennen sein“, heißt es darüber bei Friedrich Schiller, „da der sinnliche Trieb mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischentritt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Überraschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst begreifen und vor nichts so sehr als vor der Einfachheit und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche Übergänge, üppige For-

men, grelle Kontraste, schreiende Lichter, einen ästhetischen Gesang. Schön heißt in dieser Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff gibt. Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen. Er will selbst gefallen, anfangs zwar nur durch das, was sein ist, endlich durch das, was er ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks in sich tragen...

Der selbstbewußte Mensch sucht nicht nach Anerkennung seiner Ideen, sein Denken wird nicht durch momentane Stimmungen und Umstände seines Lebens bedingt. Er versucht nie, dem allgemein verbindlichen Zeitgeschmack zu entsprechen, sondern er fordert sein Schicksal stets neu heraus.

Schönheit, das Spiel mit dem Schönen ist eine notwendige Bedingung, den Menschen frei und ästhetisch zu machen, sagt Schiller, dennoch bedarf es noch einer anderen Qualität im Menschen — der Qualität des Erhabenen, welche erst zusammen mit der Schönheit die Humanität ausmacht. Die Qualität



Abbildung 1

des Erhabenen findet man bei großen Menschen, und genau sie finden wir bei Rembrandt wieder. Seine Selbstporträts sind Ausdruck einer Lebenshaltung, welche Rembrandt unerhittlich von sich als schaffendem Künstler und von den Menschen im allgemeinen forderte. So, als wolle er sagen, um ganz Mensch zu sein, genügt es nicht, mit dem Schönen zu spielen, kultiviert zu sein, empfinden und denken zu können, sondern bedarf es einer Qualität des Moralischen, des Mutes und der Entschlossenheit, mit denen der Mensch geistige Größe erlangt und seine Würde bewahrt, unberührt davon, wohin ihn sein Schicksal treibt.

Schiller führt das Beispiel des Schöngelstes an, desjenigen, der stets tugendhaft, wohlthätig, gerecht lebt, der stets auf die Erfüllung der moralischen Ideale dringt, aber schwach und leidend wird, wenn irgendwelche Hin-

dernisse auftreten oder etwas passiert. „Eines Tages gerät dieser Mensch in ein großes Unglück. Man beraubt ihn aller Güter, man richtet seinen guten Namen zugrunde, Krankheiten werfen ihn auf ein schmerzhaftes Lager, alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, alle, denen er vertraut, ihn in der Not verlassen,“ heißt es bei Schiller. In diesem Zustand suche man ihn wieder auf und fordere von dem Nämlichen die Ausübung der genannten Tugenden.

Wenn ein solcher Mensch trotz der Macht seines Schicksals, trotz des Alleinseins, trotz der Abwesenheit der Bedingungen des Schönen, dennoch absolut moralisches Vermögen zeigt, so haben wir es mit einer Qualität des Erhabenen zu tun, welche eine „Zusammensetzung von Wehsein, das sich in einem höchsten Grade als Schauer äußert, und von Frohsein“ ist. „Diese Entdeckung des absolut moralischen Vermögens, welches an keine Naturbedingung gebunden ist, gibt dem wehmütigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eigenen, unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seien, dem Erhabenen streitig machen kann.“

Meistens ist es eine Erschütterung, welche den Menschen aus jenem fein gewebten Netz sinnlicher Schönheit reißt. Der Mensch hört auf, kleimütig und ohnmächtig zu sein. Er erträgt das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Erhaben stimmen kann durchaus eine sehr beeindruckende, wilde Landschaft, ein Kunstwerk. Die Weltgeschichte selbst ist ein erhabener Gegenstand. „Menschliche Leiden in erhabene Rührung aufzulösen, die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur und erst mit dem Schönen zusammen macht es die ästhetische Erziehung vollkommen“, heißt es bei Schiller. Wie aber vermag der Maler Rembrandt dies zu vermitteln?

Als Rembrandt 1606 in Leiden geboren wurde, hatten die sieben Provinzen der Niederlande unter Wilhelm von Oranien gerade ihre Unabhängigkeit von Spanien erfochten. Eine Republik war entstanden, in deren Mittelpunkt die Universität Leiden als Bewahrerin und Förderin der humanistischen Kultur stand. Früh schon schloß Rembrandt Freundschaft mit Constantin Huyghens, dem Vater des Mathematikers und Freundes von Leibniz, Christian Huyghens. Im Alter von 20 Jahren eröffnete er in Amsterdam eine eigene Werkstatt, wo er sich unter dem Schutz und der Anleitung des Sammlers Uylenburg, dessen Tochter Saskia er 1634 heiratet, eine der bedeutendsten Kunstsammlungen der damaligen Zeit anlegte, welche sämtliche Perspektivstudien Leonardos, Raffaels und Dürers enthielt. Mit Hilfe einer besonderen Maltechnik, die auf Grundlage einer Mischung von Ölfarbe und Tempera die Farbgebung transparent, vielschichtig und beweglich erscheinen ließ, gelang es Rembrandt,



Abbildung 2

mit Hilfe des Lichts und Schattens, die inneren seelischen Gedankengänge auf dem Gesicht räumlich zu veranschaulichen.

Als er sich 1628/29 malt, ist er 22 Jahre alt (Abb. 1). Mit wirrem rötlichen Haar und einem vorgebeugten Kopf, der sich von rechts über die Schulter blickt, tritt uns Rembrandt entgegen. Seine forschenden Augen, mit denen er sich kritisch mustert, sind im Schatten, während lediglich die rechte Gesichtshälfte erleuchtet wird. Der selbstbewußt werdende, reflektierende junge Künstler sieht uns fragend und erstaunt an, er erforscht sich selbst, er ist offen und noch nicht in seiner Entwicklung festgelegt. Zum selben Zeitpunkt fertigt er Radierungen an, in welchen er die Grundaffekte der menschlichen Natur überprüft. So malt er sich in etlichen Porträts im Zorn, in schmerzlicher Klage, im Schrecken, lachend und ernst.

Zehn bis fünfzehn Jahre später stellt er sich als tätigen, schöpferischen Künstler dar, dessen ganze Gestalt und Antlitz, dessen Selbstbewußtsein und Identität sich im künstlerischen Schaffensprozeß äußert und verwirklicht.

Wach, scharf, überlegen und kühl ist der Blick des an einer Zeichnung arbeitenden Rembrandt, wie er uns in der Radierung mit hohem Hut von 1648 entgegensieht (Abb. 2). Es ist der Blick eines Künstlers, der nach dem Wesen der Erscheinungen fragt, vorurteilslos, unbestechlich. Seine Augen, mit denen er sich selbst und die Welt wissenschaftlich erfaßt, sind hell erleuchtet und selbstbewußt. Er stellt sich in diesen Jahren häufig als Künstler vor der Staffelei dar, in kritischer Musterung des Modells, das er selber ist.

Anfang der fünfziger Jahre werden die holländischen Provinzen von einer schweren Wirtschaftsdepression heimgesucht. Auch Rembrandts Existenz ist von schweren finan-

ziellen Problemen bedroht. 1658 muß Rembrandt seine Zahlungsunfähigkeit erklären, sein Besitz wird inventarisiert, sein Haus und seine Sammlung werden zwangsversteigert. Nachdem einige Jahre zuvor schon Frau und Kinder weggestorben waren, wird er nun in den materiellen Ruin getrieben. Doch seine künstlerische Existenz bleibt davon unberührt. Im Gegenteil. Er findet nichts im Äußeren, er findet das Maß seiner Wertschätzung in sich selbst.

Er malt sich in dieser Zeit als Apostel Paulus. Ein einsamer, aber weiser Mensch. Sein Gesicht, dessen Stirn vom Licht hell erleuchtet ist, ist vorzeitig gealtert und von Trauer und Sorge zerfurcht, doch er schaut sich an, wie er ist. Zwar mit dem Schwert im Herzen, bleibt er doch kämpferisch, forschend, beobachtend, ein Mann, der Widerstand entgegentritt und keine Selbstaufgabe duldet. Rembrandt geht es nicht nur um eine individuelle Aussage, vielmehr um eine Geschichte der Menschheit, um das Reifen und Vergehen aller Menschen, aber auch um das Bleibende im Menschen — eben jene Qualität des Schönen und Erhabenen, die sich über alle Ein-



Abbildung 3

wände der Zeit und des Peripheren hinwegsetzt. Macht uns Rembrandt somit in seiner Art mit der menschlichen Unsterblichkeit vertraut, so bilden seine Werke doch auch eine zutiefst persönliche Biographie eines

Künstlers in einer bestimmten historischen Epoche. Wie erhaben dieser Mensch Rembrandt empfindet, zeigt sich eindrucksvoll in einem seiner letzten Porträts (Abb. 3). Hochbetagt, mit einem Lachen im Gesicht und dem Malstock in der Hand steht er vor der Staffelei und malt. Fast unheimlich taucht sein lachend wehmütiges Gesicht von rechts nach vorne gebeugt aus dem Bild auf. Sein Gewand ist reich mit Gold versehen. Er vermittelt damit den Eindruck eines alten Menschen, der zwar nicht mehr lange zu leben hat, andererseits jedoch die Welt mit hintergründigem Lachen und Ironie ins Auge faßt.

Er mustert uns, er ist neugierig, überlegen, witzig, überraschend, der alte Mann, der nicht so recht weiß, ob er lachen oder weinen soll. Es ist die Selbstdarstellung einer goldenen Seele, einer Menschennatur, die vom Schicksal herausgefordert, den Kampf mit seiner feindlichen Umwelt (die möglicherweise symbolisiert ist durch die im linken Hintergrund dargestellte düstere, uniformierte Figur) aufgenommen hat und uns selbst dazu auffordert, es ihm gleich zu tun.

Elisabeth Hellenbroich

PÄDAGOGIK

Erasmus von Rotterdam: Erziehung zur Vernunft

Kein Jahrhundert der Menschheitsgeschichte hatte jemals so viele großartige schöpferische Menschen hervorgebracht, als gerade das Zeitalter, in dem Erasmus von Rotterdam wirkte.

Ob in Italien Da Vinci, Pacioli, Bramante, Raffael, Machiavelli, in Deutschland Dürer, Pirckheimer, Holbein, in England Thomas Morus, in Frankreich Rabelais und in den Niederlanden Bosch, Breughel und Erasmus von Rotterdam selbst, alle diese Männer haben der Menschheit unschätzbare Dienste geleistet. Und dabei sind noch nicht einmal all jene erwähnt, die zusammen mit den Seefahrern und Entdeckern neuer Welten über die Renaissance in Europa hinaus ihre Netzwerke in die Amerikas, Asien und Afrika ausdehnten. Alle diese Männer standen als Berater im Dienste der damaligen europäischen Herrscher: bei Maximilian I., dann Karl V. von Deutschland, König Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England, den Päpsten Julius II. und Leo X., den italienischen Fürstenhäusern der Borgias, Medicis und Sforzas, und versuchten diese mit ihrem Rat und durch Erziehung zu einer Politik zum Wohle der Entwicklung der Völker zu beeinflussen.

Während in Europa stellenweise noch die Pest wütete, die als Folge von Verwüstungen und Kriegen, die wiederum durch eine bruta-

le Wucherzinspolitik der damaligen Genueser und venezianischen Bankiers ausgelöst worden waren, die europäischen Völker heimgesucht hatte — durchaus vergleichbar im übrigen mit der heutigen Auflagenpolitik des Internationalen Währungsfonds in den Entwicklungsländern — begannen die „Erasmier“ eine internationale Erziehungskampagne, zu der man auch die Anstrengungen da Vincis, Paciolis und Dürers rechnen muß, die Wissenschaften und den technologischen Fortschritt durch die Veröffentlichung von Büchern über die neue Geometrie sowie technische Großprojekte wie Kanalbau, Befestigungsanlagen oder gar den Bau völlig neuer Städte voranzutreiben.

Die Schriften der „Alten“, von Platon bis zu den Kirchenvätern einschließlich der Evangelien der Apostel in griechischer Originalsprache, wurden wiederentdeckt und neu aufgelegt. Ein Großteil dieser alten Schriften war vermutlich mit dem Bischof Bessarion aus Byzanz in den Westen gekommen, der noch aus der Schule des Gemisthos Plethon stammte und sich im Streit zwischen Platonikern und Aristotelikern entschlossen auf die Seite Platons gestellt hatte. Als sich Bessarion auf dem Konzil von Ferrara schließlich für die „Filioque“-Partei entschied, wurde er aus Byzanz verjagt. Er schaffte darauf praktisch seine gesamte Bibliothek nach Rom, wo ihn



Erasmus von Rotterdam. Miniatur von Hans Holbein d.J. um 1532.

Papst Nikolaus V. zum Kardinal ernannte. Erasmus wie Pirckheimer kauften jedes neue „alte“ griechische Buch bei Manutius in Venedig, sowohl um Griechisch zu lernen, als auch um diese Bücher ins Lateinische oder Deutsche zu übertragen. Besonders Erasmus machte sich dadurch die scholastischen Anhänger des Thomas von Aquin in der Inquisi-

tion ebenso zu Feinden wie sich zuvor Bessarion beim aristotelischen Oligarchen von Byzanz unbeliebt gemacht hatte. (Vermutlich läßt sich Dürers Reise nach Bologna 1506 damit erklären, daß er Unterricht in der „geheimen Perspektive“ von jenen Lehrern bekam, die in Ferrara und Bologna das Wissen um die Perspektive aus den Schriften Bessarions über Apelles und andere „Künstler“ der Alten wiederbelebten und deshalb keineswegs zufällig auch in Verbindung mit Leonardos Kreis standen.)

Die entscheidende Verbesserung der Drucktechnik und deren rapide Ausbreitung durch bewegliche Metalsettern erlaubte außerdem eine unerhörte Steigerung der Masse des gedruckten Materials, so daß alle wichtigen Schriften in relativ hohen Auflagen verbreitet werden konnten. Dadurch wurde die Entwicklung von Schulen für die breite Bevölkerung überhaupt erst möglich. Von daher ist es kein Zufall, daß zu dieser Zeit die ersten Curricula für den Unterricht entwickelt wurden.

Fast gleichzeitig (1513-1516) erschienen die großen erzieherischen und staatspolitischen Abhandlungen „Der Fürst“ von Machiavelli, „Utopia“ von Thomas Morus und „Erziehung eines Christlichen Fürsten“ von Erasmus von Rotterdam, die, obwohl sie Lorenzo de Medici, Peter Gilles (Mäzen für Künstler und Wissenschaftler in Antwerpen wie Pirckheimer in Nürnberg) und dem König Karl von Spanien (dem spätern Karl V.) gewidmet waren, große Auflagen erfuhren und weite Verbreitung fanden.

„Die Erziehung des christlichen Fürsten“

Obwohl Erasmus sein Werk Karl V. widmet, richtet er sich ganz allgemein an alle Erzieher der Fürsten und überhaupt alle interessierten Leser. Ziel der Erziehung soll es nach Erasmus sein, den Herrscher zur Lenkung des Staates zu qualifizieren, damit er sich für das Wohl der Allgemeinheit Sorge. Allgemein soll jedoch jeder soweit qualifiziert sein, daß ihm das Wohl der Allgemeinheit am Herzen liegt, unabhängig davon, wie groß der Verantwortungsgrad des einzelnen zufällig gerade sei.

Der Fürst darf sich darum bei seinen Entscheidungen nicht von seinen eigenen persönlichen Interessen oder den persönlichen Interessen seiner Erzieher oder Berater beeinflussen lassen, weil sich solche Entscheidungen immer sofort auf das Wohl und Wehe des gesamten Staates auswirken. Da die Mehrzahl der Fürsten oder Regierenden zu Erasmus' Zeiten durch Geburt in ihr Amt gelangten, hält Erasmus es für notwendig, mit der Erziehung des Fürsten schon als Kind zu beginnen, weil da der Charakter noch am leichtesten zu formen sei.

Erasmus hält sich dabei streng an sein immer wieder zitiertes Vorbild — Platons „Republik“ —, in dem tugendhafte Grundsätze

schon von der Wiege auf durch löbliche Beispiele von Herrschern aus der Geschichte, aus Fabeln und Mythen geschaffen werden, während die negativen Beispiele von Tyrannen immer gleich zur Abschreckung dagegen gehalten werden sollen. Offensichtlich müssen die Erzieher, wie überhaupt der gesamte Umgang des zukünftigen Herrschers nach denselben tugendhaften Prinzipien ausgewählt werden, wenn deren Einfluß die Erziehung nicht wieder zunichte machen soll.

Auf das Höhlenbeispiel von Plato hinweisend, verlangt Erasmus, daß der Herrscher in seinem Urteil nicht der leicht irrenden Meinung des Volkes folge, sondern sich des Maßstabs des wahren Schlechten und des wahren Guten bedienen solle, und daß er die Tugend, als das Schönste und Beglückendste, dem materiellen Reichtum vorziehen solle. Würde er sich daran halten, hätte er schließlich auch



Ohne Rückbesinnung auf große Erzieher wie Erasmus wird es kein Überwinden der gegenwärtigen desperaten Schulsituation geben, die sich im Anschluß an die Schulreformen unter der Regierung Brandt entwickelt hat.

den Tod nicht mehr zu fürchten, da seine Sorge immer am Wohl des Volkes ausgerichtet sei.

In der „Erziehung zum Christlichen Fürsten“ schreibt er:

„Aber sogleich wird einer aus der Schar der höfischen Nichtsnutze schreien: Du erziehst ja einen Philosophen, keinen Herrscher. Im Gegenteil, ich erziehe einen Herrscher, während du an Stelle eines Herrschers lieber einen Tunichgut möchtest, der dir ähnlich ist. *Wer kein Philosoph gewesen ist, kann kein Herrscher, sondern nur ein Tyrann sein.* Glaube auch nicht, daß Plato unbesonnen gesagt hat, was die gefeiertsten Männer gelobt haben, daß der Staat erst dann glücklich sein kann, wenn die Herrscher philosophieren oder die Philosophen herrschen. Ferner ist nicht der ein Philosoph, der Dialektik oder Naturwissenschaft versteht, sondern der, der den Schein verachtet hat und unerschütterlichen Herzens die wahren Güter betrachtet und ihnen folgt. *Und wenn auch die Bezeichnung verschieden ist, so bedeutet es im Wesen dasselbe, Philosoph und Christ zu sein.*“

Offensichtlich darf der Fürst nicht durch öffentliche Prasserei, Zurschaustellung von Prunk im Volk nur Begierde für materiellen

Reichtum wecken und es damit zu Untaten anstiften, sondern ihm muß vorbildhaft daran gelegen sein, daß ihn keiner an eigenen guten Taten, Klugheit, Seelengröße, Maßhalten und Anständigkeit übertreffe. Er muß darum als Christ dem Volke Vorbild und der beste Christ sein. Wenn dies alles mit der Erziehung erreicht werden kann, bedarf es der Einsicht aus der Erfahrung als Quelle der Klugheit nicht, denn jeder Fehler, den er begeht, richtet immer gleich Schaden für das ganze Staatswesen an. Er muß demzufolge schon vor dem Handeln seinen Verstand „durch Grundsätze und Sentenzen schulen, damit er durch die Vernunft erkenne und nicht erst aufgrund der Erfahrung.“

„Schlage in den Geschichtsbüchern der Alten nach, du wirst immer finden, daß die Sittlichkeit der Zeitalter von der gleichen Art war, wie die Lebensführung des Herrschers.“

„Es gibt kaum jemanden, der nicht zur Nachahmung des Herrschers angeregt würde. Deshalb muß sich der Herrscher davor hüten, schlecht zu sein, damit er nicht durch sein Beispiel viele schlecht mache. Er muß auch danach streben, gut zu sein, damit er viele besser mache.“

„Ein Herrscher, der eine Wohltat für alle ist, ist, wie Plutarch klug bemerkt, sozusagen ein lebendes Abbild Gottes, der gleichzeitig der Beste und Mächtigste ist, dessen Güte sich darin zeigt, daß er allen nützen will, dessen Macht darin besteht, daß er auch imstande ist, zu nützen wem er will.“

Die drei Eigenschaften Gottes, die höchste Macht, die höchste Weisheit und die höchste Güte müsse jeder Fürst nach seinen Kräften verwirklichen. In immer wiederkehrenden Beispielen demonstriert Erasmus den Unterschied zwischen einem Tyrannen und einem christlichen Fürsten. Der eine übt Herrschaft aus zur Erfüllung aller möglichen Varianten seines Eigennutzes, der andere nützt dem Wohl des Volkes und stellt dies über sein Eigeninteresse oder macht dies zu seinem Eigeninteresse.

„Du sollst bedenken, was auch von den heidnischen Philosophen erkannt und über-

liefert wurde, daß die Herrschaft des Fürsten über das Volk nichts anderes ist als die der Seele über den Körper. Der Geist beherrscht den Körper, weil er mehr versteht als der Körper, aber er herrscht mehr zum Nutzen des Körpers als zu seinem eigenen, und das Glück des Leibes besteht darin, daß die Seele in ihm herrscht. Was das Herz im Körper der Lebewesen ist, das ist der Herrscher im Staat. Wenn das Herz gesund ist, teilt es dem ganzen Körper Leben mit, da es ja die Quelle des Blutes und des Geistes ist. Wenn es aber erkrankt ist, bringt es allen Gliedern den Tod. Aber wie dieser Körperteil bei allen Lebewesen als letzter zerstört zu werden pflegt und man glaubt, daß in ihnen die letzten Reserven des Lebens erhalten bleiben, so ist es für den Herrscher angemessen, von jeder Seuche der Dummheit möglichst unberührt zu sein, wenn eine solche Krankheit das Volk ergriffen hat. Wie im Menschen das Ranghöhere herrscht, nämlich die Seele, und in der Seele wieder der beste Teil gebietet, nämlich die Vernunft, und wie das Beste von allem im All herrscht, nämlich Gott, so muß auch, wer immer in einem Staate, gleichsam in einem großen Körper, die Rolle des Herrschers übernommen hat, die übrigen an Güte, Weisheit und Wachsamkeit übertreffen. Und in dem Maße, in dem die Beamten das Volk übertreffen, muß der Herrscher die Beamten übertreffen. Wenn in der Seele etwas Böses ist, nimmt es seinen Ausgang von der Berührung mit dem Körper, weil er den Leidenschaften ausgeliefert ist. Was der Leib aber an Gutem hat, das entspringt der Seele wie einer Quelle. Wie es aber verkehrt wäre und gegen die Natur, wenn das Böse aus der Seele in den Körper ströme und das Gute des Leibes durch das Laster der Seele verdorben würde, ebenso verkehrt wäre es, wenn Kriege, Aufruhr, Verfall der Sitten, verkehrte Gesetze, bestechliche Beamte und anderes Unheil des Staates von den Herrschenden selbst ausgingen, durch deren Weisheit der durch die Torheit entstandene Aufruhr des Volkes in Schranken gewiesen werden soll.“

Um diese Prinzipien bei der Entwicklung des Herrschers zu schützen, gibt Erasmus ein ganzes Kapitel Ratschläge zur Abwehr von Schmeichlern, die dem Herrscher nach dem Mund reden ohne dabei das Wohl des Staates im Auge zu haben, und deren einziges Motiv die politische Einflußnahme aus Selbstinteressen heraus ist. Unter diese Schmeicheleien rechnet Erasmus auch die der Eigenliebe des Herrschers schmeichelnden künstlerischen Darstellungen und schlechte Literatur.

„Die stummen Buchstaben dringen nämlich in den Verstand und das Gemüt ein, vor allem, wenn sie auf ein Gemüt treffen, das leicht zu Krankheit neigt... Wir sehen heute freilich, daß sich sehr viele an Artus und Lanzelot und anderen Erzählungen dieser Art ergötzen, nicht nur an Erzählungen von Tyrannen, sondern an ungebildetem Altweiberge-

schwätz, so daß es ratsamer ist, sich die Zeit mit Komödien oder den Erzählungen der Dichter zu vertreiben als mit Fabeln dieser Art.“ Man sieht, schon Erasmus mußte sich mit romantischen Schwärmern herum-schlagen.

Erasmus wendet sich dann den Aufgaben des Fürsten in Friedenszeiten zu. Durch Geographie- und Geschichtsunterricht soll der Fürst sein Land bestens kennen und durch Reisen aufs Land und in die Städte die lokalen Eigenheiten und Probleme kennenlernen, über die er zu entscheiden hat. Dabei soll er vorgehen wie ein Arzt, der den menschlichen Körper untersucht, um ihn zu heilen. Er soll sich auf diese Weise um die Achtung und Liebe der Untertanen bemühen und nicht durch Unterdrückung deren Gehorsam erzwingen. Dazu gehört, daß er selbst notwendige Verbesserungen allmählich durchsetzt, sich um den öffentlichen und privaten Unterricht kümmert und schon bei der Kindererziehung anfängt, „damit sie sofort Christus aufnehmen, unter Leitung der besten und unbestechlichsten Lehrer, aber auch die Wissenschaften, die dem Staat förderlich sind. Auf diese Weise wird es dazu kommen, daß man nicht viele Gesetze und Strafen braucht, da die Bürger aus freien Stücken tun, was recht ist. So großen Einfluß hat die Erziehung, wie Plato schrieb, daß ein gut erzogener Mensch so etwas wie ein göttliches Wesen wird, ein schlecht erzogener dagegen zu einem Ungeheuer entartet. Auf nichts kommt es für den Herrscher mehr an, als daß seine Untertanen möglichst gut seien.“

Was die Steuer- und Abgabenpolitik des Fürsten betrifft, so liegt auf der Hand, daß nicht ausgerechnet die Ärmsten am härtesten besteuert werden, im Gegenteil, gerade das, was die Menschen am meisten zum Leben brauchen, am wenigsten besteuert wird. Luxusgüter hingegen, die nicht lebenserhaltend, sondern nur zum Genuß der Reichen bestimmt sind, sollen stärker besteuert werden.

Sehr großen Wert legt Erasmus auf Schaffung und Verbesserung von Gesetzen.

„Ein guter, weiser und unbestechlicher Herrscher ist nichts anderes als ein lebendiges Gesetz. Er wird sich daher Mühe geben, nicht möglichst viele Gesetze zu erlassen, sondern möglichst gute, die für den Staat heilsam sind.“ Auch hier vergleicht er den Gesetzgeber mit einem Arzt, der mit seinen Gesetzen wie mit einem Heilmittel den Körper eines Kranken heilen will. Das heißt, Gesetze sollen mit Vernunftgründen überzeugen, daß sie befolgt werden, anstatt nur die Bestrafung zu regeln, falls sie nicht befolgt werden, gerade so, wie es besser ist einer Erkrankung vorzubeugen, als sie zu heilen.

Zu Behörden und Ämtern im Staat zieht Erasmus den Vergleich mit einem Chor, der nur dann schön sei, wenn er aus Ordnung und Harmonie bestehe, das heißt, daß im Staat jeder an einem bestimmten Platz seine

Pflicht erfüllt (bestimmt nicht wie Kant) im festen Bewußtsein des Werts seines Beitrags für das Wohl des Staatsganzen.

Kurz bevor Erasmus dieses Buch schrieb, gab es in Europa sehr rasch wechselnde militärische Bündnisse. So verbündete sich Papst Julius II. 1506 mit den Franzosen gegen Venedig, um sich kurz darauf mit Venedig gegen die Franzosen zu verbünden, weil diese die den Venezianern abgenommenen Städte nicht an Rom herausgeben wollten.

„Der gute Herrscher wird beim Schließen von Bündnissen nichts anderes berücksichtigen als das Gemeinwohl. Wenn nämlich so verhandelt wird, daß die Herrscher größere Vorteile haben, während der Vorteil für das Volk geringer wird, kann man nicht von einem Vertrag, sondern muß von einer Verschwörung sprechen. Wer eine solche Gesinnung hat, macht aus einem Volk zwei Völker, das der Vornehmen und das der Gemeinen, von denen es den einen auf Kosten des anderen besser geht. Wo aber so etwas geschieht, dort ist kein Staat.“

Aus dem gleichen Grunde warnt Erasmus vor einer entsprechenden Vermählungspolitik, vor allem an die Adresse Karls V. gewandt, der durch eine solche Politik und einer Serie merkwürdiger Todesfälle schon im Alter von 19 Jahren Herrscher über Kastilien, Burgund, Neapel, Sizilien, die österreichischen Erblande einschließlich der Niederlande war, und damit praktisch die Verantwortung für die ganze Welt trug.

Die Hauptaufgabe neben Gesetzgebung und Rechtssprechung muß in der dauernden Verwirklichung von Verbesserungen im ganzen Land gesehen werden. Dazu gehören in den Städten der Bau von öffentlichen Gebäuden, Brücken, Säulenhallen, Tempeln, Uferpromenaden und Wasserleitungen. Umlenkung ungünstig fließender Ströme, Dämme gegen das Meer zum Nutzen der Allgemeinheit und Vergrößerung von Buchten zählt Erasmus ebenso zu den Aufgaben des Herrschers wie dieser sich auch darum kümmern solle, wie die landwirtschaftliche Produktion vergrößert werde, damit in Notzeiten genügend Lebensmittel für die Bevölkerung da sei. Zum Abschluß beweist Erasmus schließlich, daß sich dies alles am besten in Friedenszeiten durchführen ließe und daß die Eroberung, Plünderung und Zerstörung feindlicher Städte in der Regel mehr Kosten verursachen würde, als diese einfach neu zu errichten.

Wie hiermit deutlich wird, schließt Erasmus' Erziehungskonzept praktisch ein Grand Design für ganz Europa mit ein und muß zusammen mit den Anstrengungen seiner Mitarbeiter und Verbündeten als einer der Bausteine angesehen werden, auf denen das Gebäude der gesamten judeo-christlichen Zivilisation aufgebaut wurde.

Dieter Lehmann



Die Wissenschaftsmethode des Louis Pasteur

Von Laurent Rosenfeld

Im Juli dieses Jahres konnten wir den 100. Jahrestag eines für die Menschheit sehr wichtigen Ereignisses feiern: am 6. Juli 1885 impfte Louis Pasteur den neunjährigen elsässischen Jungen Joseph Meister, und damit zum ersten Mal einen Menschen, erfolgreich gegen Tollwut. Diese „Premiere“ in der medizinischen Wissenschaft ebnete den Weg für eine beeindruckende Reihe von Siegen über ansteckende Krankheiten. Doch verdanken wir diese Revolution in der hippokratischen Kunst nicht einem Arzt, sondern einem Chemiker.

Ein kurzer Blick auf den Zustand der Medizin und Chirurgie zur damaligen Zeit reicht aus, um die Gründe hierfür zu verstehen: sie hatten mit Wissenschaft nicht viel zu tun. Ein anerkannter Chirurg hätte mit größtem Stolz ein gebrochenes Bein wieder gerichtet, die Knochen aneinandergefügt und sorgfältig die Wunde zugenäht, nur um anschließend mit Bedauern festzustellen, daß der Patient doch an Wundinfektion sterben würde. Derselbe Chirurg aber hätte Joseph Listers Erfindung der Antisepsis, die sich auf Pasteurs Arbeiten über die Rolle von Mikroben gründete, entrüstet abgelehnt, weil dieser nicht über so geschickte Hände verfügte wie er. Dabei spielte die Tatsache, daß Lister fünf- bis zehnmal mehr Patienten das Leben rettete,

keine Rolle. In ähnlicher Weise hätte ein hochgestelltes Mitglied der französischen Akademie für Medizin die pathogene Rolle von Mikroben abgelehnt, weil Krankheiten

„das gemeinsame Ergebnis einer Vielzahl verschiedener äußerer wie innerer Gründe sind und nicht die Konsequenz eines bestimmten Erregers ... Auf chronische Krankheiten angewandt würde uns diese Lehre (d.h. die Lehre von der Besonderheit der pathogenen Erreger) zur Erforschung besonderer Hilfsmittel und Kuren verurteilen... und aller Fortschritt wäre gestoppt... Spezifizierung würde die Medizin lahmlegen.“

Aber auch abgesehen von dieser abwegigen Aussage verdiente die Medizin jener Zeit weder das Prädikat Kunst noch Wissenschaft: die Medizin war viel eher Hexenkunst und die Chirurgie Schlachtereier. Trotz einiger weniger Verbesserungen (wie die Erfindung von Schmerzmitteln, der Anästhesie oder des Stethoskops) erlebten Medizin und Chirurgie verglichen mit früheren Perioden einen Niedergang. Ja, Paracelsus (1493-1541), Ambroise Paré (1509-1590) oder Jan-Baptist van Helmont (1577-1644) konnten trotz ihrer offensichtlichen Schranken

mit besseren Ergebnissen aufwarten als die Ärzte des 19. Jahrhunderts.

Es bedurfte einiges, um solcherart unwissenschaftliche Konzepte zu durchbrechen. Deshalb mußte es auch ein so strenger Experimentator und erfahrener Chemiker wie Pasteur sein, der unter die unglaublichen medizinischen Fehlkonzeptionen der Zeit einen Schlußstrich zog. Aber Pasteur war mehr als ein talentierter Experimentalwissenschaftler. Er polemisierte und kämpfte rastlos gegen seine wissenschaftlichen Widersacher, führte ständig neue Experimente durch, um seine Aussagen zu beweisen, bis schließlich keiner mehr ernsthafte Einwände gegen seine Ideen vorbringen konnte.

Weshalb ein Chemiker fähiger war, die Medizin zu revolutionieren

Als Chemiker stand Pasteur in einer hohen wissenschaftlichen Tradition, die äußerst wertvolle Ergebnisse zutage gefördert hatte, insbesondere in den 75 Jahren, die Pasteurs eigener wissenschaftlicher Karriere vorausgegangen waren, welche im Jahr 1848 ihren Anfang nahm.

Mitte des 19. Jahrhunderts war die Chemie eine der entwickeltsten und exaktesten Wissenschaften. Die Arbeiten der englischen sogenannten „pneumatischen“ Chemiker gegen Ende des 17. Jahrhunderts und während des 18. Jahrhunderts, von Leuten wie Robert Boyle (1627-1691), Henry Cavendish (1731-1810) und Joseph Priestley (1733-1804), haben den Weg bereitet für den großen Antoine Laurent de Lavoisier (1743-1794), der die Chemie revolutionierte, als er die Phänomene der Verbrennung als Oxydationsprozesse erklärte, und im weiteren Sinne, als er das strenge, systematische und sorgfältige Wiegen chemischer Substanzen einführte.

Lavoisiers Entdeckungen wurden zusammengefaßt und systematisiert von Louis Guyton de Morveau (1736-1816), Antoine François de Fourcroy (1755-1809), Jean Chaptal (1756-1832) und Claude Louis de Berthollet (1748-1822), einige jener Wissenschaftler, die zusammen mit Gaspard Monge und Lazare Carnot entscheidenden Anteil am Aufbau der École Polytechnique hatten, eine der bedeutendsten Wissenschaftseinrichtungen in der Geschichte. Zweifellos hätte sich Lavoisier beim Aufbau der École als treibende Kraft beteiligt, wäre er nicht das Opfer Jean-Paul Marats und dessen radikalen „Sans-Culotten“ geworden, die ihn hinrichteten, weil er Steuerpächter war und, wie einer dieser Radikalen es ausdrückte, „die Republik keine Wissenschaftler brauche“.

Die École Polytechnique spielte eine wichtige Rolle bei der Entwicklung zahlreicher Wissenschaften und Technologien. Was den Bereich der Chemie angeht, so stammen aus der École alle großen Vorgänger und Lehrer Louis Pasteurs. Der Fall des Physikers und Chemikers Jean-Baptiste Biot (1774-1862) verdient in diesem Zusammenhang besondere Erwähnung. Die École hatte ein eigenes Unterrichtssystem, bei dem die besten Schüler zu „Brigadeführern“ ernannt wurden, die für die Fortschritte einer Gruppe weniger guter Schüler verantwortlich waren. Biot war einer dieser Brigadiers in den Anfängen der École. Später machte Biot wichtige Entdeckungen über den Ursprung von Meteoriten, über Wärmeleitung, Dichte von

Gasen und über die Interaktion von Magneten und elektrischen Strömen. Eine noch wichtigere Entdeckung war der Rotationseffekt gewisser chemischer Substanzen durch die Polarisation von Licht, ein Thema, von dem aus Pasteurs wissenschaftliche Karriere ihren Anfang nehmen sollte. Als Pasteur seine entscheidenden Entdeckungen in diesem Bereich machte, war es Biot, der seine Experimente prüfte, der sie der Pariser Akademie der Wissenschaften berichtete und der sein wissenschaftlicher Mentor wurde.

Ein weiterer früher Schüler der École war Louis Joseph Gay-Lussac (1778-1850), der zwei wichtige Gesetze der Physik und Chemie entdeckte und formulierte, die heute noch seinen Namen tragen: das Gesetz der Wärmeausdehnung von Gasen (1802) sowie das Gesetz der Volumenproportion zwischen chemischen Gasmischungen (1808). Das zweite Gesetz legte die Grundlage für Avogadros Entdeckung im Jahr 1811, wonach chemische Kombinationen in einfachen Verhältnissen auftreten. Er entdeckte und identifizierte eine ganze Reihe chemischer Substanzen und arbeitete auch an polarisiertem Licht. Gay-Lussac, der ein enger Freund Alexander von Humboldts war und mit ihm zusammen mehrere wissenschaftliche Expeditionen unternahm, spielte eine wichtige Rolle dabei, die wissenschaftliche Tradition der École Polytechnique nach Deutschland zu bringen. So war er zum Beispiel der Lehrer und Mentor des jungen Justus von Liebig (1803-1873), der später ein bedeutender Wissenschaftler wurde (trotz seiner falschen Haltung gegenüber Pasteurs Theorien über Gärung). Gay-Lussac war einer der Begründer der organischen Chemie und treibende Kraft beim Aufbau der mächtigen deutschen chemischen Industrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Gay-Lussac war auch Mentor des bedeutenden Chemikers Jean-Baptiste Dumas (1800-1884), den Alexander von Humboldt nach Paris gebracht hatte und der später der Lehrer und Mentor von Louis Pasteur werden sollte. Als Landwirtschaftsminister überredete Dumas im Jahr 1865 Pasteur, sich um ein Mittel gegen die Seidenraupen-Krankheit zu bemühen, die die Seidenraupen-Farmen in Südfrankreich heimgesucht hatte. Auf diese Weise kam Pasteur zur Veterinär-Medizin. Ein weiterer Polytechniker, Antoine Balard (1802-1876), ebenfalls ein Professor Pasteurs, wird später noch Erwähnung finden.

In diesem Sinne war Pasteur, wenn er auch selbst nicht an der École Polytechnique studiert hatte, ein typisches Produkt der polytechnischen Tradition, dank derer allein die Stadt Paris, so Pasteurs eigene Worte, „mehr Wissenschaftler beheimatete, als jedes andere Land der Welt“. Zu Pasteurs Zeit war zwar die Tradition der École Polytechnique noch sehr lebendig, doch die École selbst als wissenschaftliches Großprojekt war schon in großem Umfang zerstört. Im März 1871, kurz nach der französischen Niederlage gegen Bismarcks Preußen, analysierte Pasteur in einem Artikel unter der Überschrift „Warum Frankreich keine größeren Männer in Zeiten der Gefahr finden konnte“:

„Die traurige Wahrheit ist die, daß das Museum (der Naturgeschichte) und die École Polytechnique keine Wissenschaftler mehr hervorbringen. Zwar haben diese Institutionen immer noch berühmte Professoren in ihren Reihen ...

... Aber sie bringen nicht mehr wie früher Männer hervor, die ihr Leben der freien geistigen Anstrengung und dem selbstlosen Studium der Natur gewidmet haben. Einst schlugen die Schüler der École Polytechnique die Laufbahnen der Mathematik und der Naturwissenschaften auf höchster Ebene ein. Heute ist dies eher die Ausnahme. Nicht daß es weniger Abgänger dieser Schule als früher gäbe oder daß sie weniger fähig als ihre Vorgänger wären, wie Malus, Poisson, Fresnel, um ihrem Land durch fruchtbare Entdeckungen gute Dienste zu leisten, aber sie werden immer mehr gezwungen, die Früchte ihrer Arbeit der Industrie anzudienen (anstatt der Wissenschaft) ...“

Pasteur stellt dem eine andere Zeitspanne gegenüber, in der „das Vaterland in Gefahr war“, nämlich 1792-93, als Monge, Carnot und andere die bekanntesten Wissenschaftler der Zeit um sich versammelten, um neue Herstellungsmethoden von Stahl, Kanonen, Schießpulver, Lederstiefel und Kleidung zu finden, um die Verwendung von Ballons einzuführen, womit der Feind beobachtet werden konnte, (zum ersten Mal eingesetzt in der Schlacht von Fleurus) sowie um den Telegraphen

zu entwickeln. Und gleichzeitig fanden sie noch die Zeit dafür, die École Polytechnique zu gründen, die

„gerade aus der Taufe gehoben, von den Wissenschaftlern Europas als die erste Lehranstalt Europas bezeichnet wurde. Der Stimme ihrer Gründer, Lagrange, Laplace, Monge, Berthollet, Legendre, folgend, leisteten ihre Schüler, die ihren Lehrern nacheiferten, eine beeindruckende Renaissance in der Mathematik und den Wissenschaften. Erinnern wir uns nur kurz ihrer berühmten Namen: Prony, Malus, Biot, Fourier, Gay-Lussac, Arago, Poisson, Dulong, Fresnel.“

Methoden eines großen Wissenschaftlers

Es gibt zwei verschiedene Methoden der wissenschaftlichen Forschung. Der Reduktionist versucht, seine experimentellen Ergebnisse mit den offiziellen Lehrsätzen der Lehrbücher in Übereinstimmung zu bringen, wobei er die alten Lehrsätze durch Hinzufügung immer neuer komplexer Zusammenhänge ergänzt. Genauso arbeiteten die ptolemäischen Astronomen, als sie die komplizierten Himmelsbahnen zu erklären suchten. Sie erfanden immer neue Exzenter und Epizykel, um ihr komplexes geozentrisches System aufrechtzuhalten. Mit dieser Methode ist es in den meisten Fällen unmöglich, irgendwelche neuen experimentellen Ergebnisse vorauszusagen. Genau dieselbe Methode herrscht heute in der Quantenmechanik vor. Jedes neu entdeckte Phänomen erfordert die Erfindung eines neuen Quark oder eines neuen Gluon.

Die andere Methode geht entgegengesetzt vor. Wenn man auf ein Ergebnis stößt, das zu den bestehenden Theorien im Widerspruch steht, so sucht man eben nach neuen Hypothesen, ganz im Gegensatz zu Newtons berühmtem Satz „Hypothesis non fingo“. Erst dann sucht man nach kritischen Experimenten, die diese neue Hypothese entweder bestätigen oder widerlegen. Letztendlich wird die neue Hypothese oder Theorie durch ihre Fruchtbarkeit und Kapazität, neue experimentelle Ergebnisse vorauszusagen, bestätigt oder widerlegt. Dies ist Pasteurs Methode, wodurch die, wie er sagt, „vorauserahten Ideen“ (bzw. a-priori-Ideen) solche Bedeutung gewinnen. In diesem Sinne erklärt er:

„Es ist unmöglich, irgendetwas ohne eine vorauserahte Idee zu unternehmen — man muß nur so weise sein, die sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen nur soweit zu glauben, wie sie durch Experimente bestätigt werden. Vorauserahte Ideen sind die belebende Flamme der beobachtenden Wissenschaften. Starre Ideen sind ihre Gefahr. Wie ein großer Schriftsteller einmal gesagt hat, ist es die größte Fehlfunktion des Geistes, Dinge zu glauben, weil man sie sehen will.“

Bei anderer Gelegenheit erklärte er:

„Vorauserahte Ideen sind das Leuchtfeuer, das dem experimentellen Wissenschaftler leuchtet und ihn führt, Fragen an die Natur zu stellen.“

Wenn der Geist in diesem Sinne vorbereitet ist und weiß, wonach er sucht, ist es möglich, jenes neue Faktum zu finden, das die Theorie entweder belegt oder widerlegt. In diesem Sinne beschreibt Pasteur die Entdeckung des elektrischen Telegraphen:

LA RÉPUBLIQUE ILLUSTRÉE

ET LA REVUE ILLUSTRÉE RÉUNIES
SIXIÈME ANNÉE
N° 1011
25 CENTIMES
LE NUMÉRO



UNE INJECTION CHEZ LE PETIT
LE VACCIN DE LA RAGE

Impfung eines an Tollwut erkrankten Jungen mit dem von Pasteur entwickelten Impfstoff.

„Es geschah 1822. Örsted, der schwedische Wissenschaftler, hielt in seinen Händen einen Kupferdraht, der mit den zwei Polen einer Volta-Batterie verbunden war. Auf dem Tisch hatte er eine magnetisierte Nadel, die auf einem Stift befestigt war. Und plötzlich, wie durch einen Zufall — aber der Zufall, so sollte man sich erinnern, nützt nur einem vorbereiteten Geist — sah er, daß sich die Nadel drehte und eine andere Stellung einnahm.“

Ein einfacher „Zufall“ wiederum ermöglichte Pasteur die Entdeckung der Abschwächung der Virulenz von Mikroben, als er Milzbrand und Hühner-Cholera studierte. Schon lange bevor er den ersten Impfstoff fand, erklärte Pasteur gegenüber seinen Kollegen Roux und Chamberland: „Wir müssen gegen Ansteckungskrankheiten, von denen wir Krankheitserreger kultivieren, immunisieren.“

Zu jener Zeit kultivierte Pasteur bereits die Krankheitserreger der Hühner-Cholera und hatte eine Methode gefunden, die Mikroben auf einer gleichbleibenden Virulenzstufe zu halten. Als er einmal nach längeren Sommerferien wieder in sein Labor zurückkam, hatte sich eine dieser Kulturen monatelang gehalten, ohne in regelmäßigen Abständen von einem Tier auf das andere übertragen zu werden. Als die Substanz an einem Huhn ausprobiert wurde, blieb dieses am Leben. Pasteurs Kollegen befürchteten, ihre Kultur habe versagt. Doch Pasteur erkannte sofort, daß er zufällig — doch „Zufälle nützen nur einem vorbereiteten Geist“ — eine Methode gefunden hatte, die Wirkung der Mikrobe abzuschwächen. Ihm kam sofort die Idee, daß es damit auch möglich sein müsse, Hühner gegen die Krankheiten zu immunisieren. Nachdem diese geniale Hypothese einmal aufgestellt war, wollte er wissen, wie sich eine starke Dosis derselben Substanz bei dem Huhn auswirken würde. Und siehe da — es überlebte; Pasteur hatte ein Huhn gegen Hühner-Cholera immunisiert. Nun brauchte man diesen „Fehler“ nur noch systematisch zu wiederholen, um einen Impfstoff gegen Hühner-Cholera zu entwickeln.

Da er darüber hinaus wußte, daß die Virulenz solcher Mikroben für mehrere Monate aufrechterhalten werden kann, wenn sie in geschlossenen Flakons aufbewahrt werden, entschloß er sich, den Einfluß von Sauerstoff auf den Bazillus zu untersuchen, und stellte fest, daß es in der Tat der Einfluß von Sauerstoff war, der es ermöglichte, die Virulenz der Mikrobe zu schwächen. Am 9. Februar beschrieb Pasteur an der Akademie der Wissenschaften einige seiner unzähligen Experimente, um diese Methode zu überprüfen und zu kontrollieren:

„Man nimmt 40 Hühner. Man injiziert 20 dieser Hennen einen äußerst virulenten Virus: sie werden alle sterben. Dann wird den anderen 20 Hennen der geschwächte Virus injiziert. Alle Hennen werden krank werden, doch sie werden nicht sterben. Wir lassen sie sich wieder erholen und dann injizieren wir ihnen den sehr ansteckenden Virus. Diesesmal wirkt dieser Virus nicht tödlich. Die Schlußfolgerung liegt auf der Hand: Die Krankheit schützt sich vor sich selbst.“

Andere Experimente folgten, um diese Methode noch weiter zu vervollkommen, so zum Beispiel durch die Injizierung aufeinanderfolgender, immer virulenterer Lösungen. Doch im wesentlichen war damit die praktische Methode der Impfung



Das Gebäude des Pasteur-Instituts in Paris

entdeckt. Nun mußten nur noch die technischen Schwierigkeiten überwunden werden, um bei zwei anderen Krankheiten, dem Milzbrand und der Tollwut, ähnliche Ergebnisse zu erzielen.

Eine Pädagogik zur Erziehung von Wissenschaftlern

Wenn wir wirkliche Wissenschaftler heranziehen wollen, die instande sind, wissenschaftliche Revolutionen auszulösen, müssen die Studenten mit der Methode der Hypothesenbildung vertraut werden. Dafür ist es wichtig, den Denkprozeß großer Wissenschaftler vor uns und die Kette ihrer Entdeckungen in unserem Geiste nachzuvollziehen.

In seinem „Bericht über die Nützlichkeit der historischen Methode im Unterricht“ schrieb Pasteur am 18. Oktober 1858:

„Ich hatte den Eindruck, daß unsere Schüler nicht nach klassischer Methode ausgebildet werden und daß sie von einer schweren Gefahr bedroht sind ... Sie betrachten die Wissenschaft auf ihrem heutigen Stand als das Werk von Zeitgenossen, während sie doch von diesen nur die jüngsten Erneuerungen erfuhr. Wenn dieser Fehler toleriert wird, so wird er dazu führen, daß die klassische Ausbildungstradition in Vergessenheit gerät ...“

„Ich weiß, daß die meisten wissenschaftlichen Entdeckungen mit wenigen Worten beschrieben werden können und daß ihre Demonstration nur weniger entscheidender Experimente bedarf. Doch wenn man versucht, ihrem Ursprung nachzugehen, wenn man in strenger Weise ihre Entwicklung verfolgt, dann ist man überrascht, wie langsam diese Entdeckungen gemacht wurden.“

Man kann Wissenschaft mittels zweier Methoden lehren. Die eine besteht darin, die Gesetze darzulegen, ohne zu erklären, wie sie entstanden sind. Bei der zweiten, mehr historischen Methode erinnert man an die individuellen Bemühungen der einzelnen Entdecker, bedient sich vorzugsweise der Begriffe, die sie benutzten, und zeigt ihre Metho-

den, die immer einfach sind. Man versucht, die Denkprozesse des Zuhörers auf jene Zeit zu richten, als die Entdeckung gemacht wurde. Bei der ersten Methode richtet sich der Blick zuerst auf das Gesetz und seine praktische Nützlichkeit. Die Fortschritte des menschlichen Geistes bleiben verborgen ... Die zweite Methode erhellt den Geist. Sie erweitert ihn, kultiviert ihn und versetzt ihn in die Lage, sich selbst zu reproduzieren. Damit bereitet sie ihn darauf vor, Erfindungen machen zu können ... Ich würde es begrüßen, wenn dies dadurch befördert würde, daß wissenschaftliche Arbeiten mit finanzieller Unterstützung der Regierung nachgedruckt werden.“

Als Pasteur zum Dekan der Universität Lille ernannt wurde, bemühte er sich darum, die Pädagogik in verschiedenen anderen Bereichen zu reformieren. Im Mittelpunkt stand dabei die Idee, daß die Schüler für sich selbst wichtige Experimente wiederholen, damit sie sich die wirklichen Experimentbedingungen einprägen. In einer Rede am 7. Dezember 1854 anlässlich der Eröffnung der wissenschaftlichen Fakultät in Lille, beschreibt er, daß bis dahin die Studenten nur den Professor bei wichtigen experimentellen Demonstrationen beobachten konnten, anstelle das Experiment selbst nachzuvollziehen. Demgegenüber sagt er:

„Doch konnten die Schüler, auch unter Anleitung des Professors, diese Experimente, die für die Vertiefung der theoretischen Studien so angemessen waren, nicht wiederholen. Welche Ergebnisse aber können erzielt werden,

wenn der Schüler die Maschinen selbst bedient und wenn in seinen eigenen Händen diese seltsame Metamorphose der Materie vor sich geht, die ihn während der mündlichen Vorlesungen so oft beeindruckt hatte, wenn er versucht, selbst die physikalischen Gesetze der Natur zu entdecken. Dies, meine Herren, ist in der Tat die froheste Neuigkeit in der wissenschaftlichen Fakultät: die Schüler werden die Möglichkeit haben, in den Laboratorien der Universitäten die wichtigsten Experimente zu wiederholen, die sie beobachtet haben ... Ich kenne kein besseres Mittel, um in einem jungen Menschen Interesse zu wecken, und der schlechteste Schüler kann auf diese Weise ermutigt werden.“

Pasteur setzte sich auch dafür ein, daß ein Diplom für „Fähigkeiten in der angewandten Wissenschaft“ geschaffen wurde, das den Schüler auf eine Karriere in der Industrie vorbereiten sollte. Pasteur betonte jedoch, man wolle damit auf keinen Fall eine zweitklassige Ausbildung einführen. Nach Beschreibung der Reform warnt er:

„Ich möchte hinzufügen, daß es falsch wäre anzunehmen, die Theorie würde aus dem Lehrplan verschwinden. Gott verbietet uns, dies jemals geschehen zu lassen. Wir werden nicht vergessen, daß die Theorie die Mutter der Praxis ist, daß ohne sie die Praxis nichts als Routine ist. Nur durch Theorie kann der Entdeckergeist geweckt werden. Es liegt bei uns, die Meinung jener kleinen Geister zurückzuweisen, die alles in der Wissenschaft verabscheuen, was keine sofortige Anwendung findet. Sie kennen vielleicht die lie-



Louis Pasteur (Mitte, mit Mütze) umgeben von seinen Mitarbeitern in der großen Bibliothek im Pasteur-Institut.

benswürdige Bemerkung Franklins; als er einer öffentlichen Demonstration einer rein theoretischen Entdeckung beiwohnte, fragten ihn Leute, die um ihn herumstanden, wozu dies nütze. Franklin antwortete darauf: „Wozu nützt ein neugeborenes Baby?“

Molekulare Asymmetrie

Louis Pasteur wurde am 27. Dezember 1822 in Dôle im Jura geboren. Nach dem Gymnasium absolvierte er die Universitätsvorlesungen (1842-43) am Lyzeum Saint Louis in Paris sowie an der Sorbonne, insbesondere jene des Chemikers und zukünftigen Ministers Jean-Baptiste Dumas. Während seines darauffolgenden Studium an der École Normale von 1843 an erzielte er gute, jedoch keine außergewöhnlichen Ergebnisse. Er landete auf dem dritten Platz in seiner Altersgruppe in den Fächern Physik und Chemie, was ihn dazu berechtigte, an Gymnasien und Universitäten zu lehren. Doch hatte sein Professor Antoine Balard, ein Chemiker, der Brom entdeckt und isoliert hatte, in ihm einen sehr sorgfältigen Experimentator entdeckt und sich dafür eingesetzt, daß Pasteur für einige Jahre am Laboratorium an der École Normale blieb. Im Jahr 1847 erlangte er dort seinen Dokortitel in Physik und Chemie. Seine Doktorarbeit in Chemie, die sich mit der Zweigestaltigkeit und Gleichgestaltigkeit von Arsen- und Antimonsäuren beschäftigte, verweist schon auf seine zukünftigen Arbeiten in der Kristallkunde. Seine Arbeit in der Physik, die sich mit der Rotation der Polarisationssebene polarisierten Lichts beschäftigte, machte noch klarer, welchen Weg er zukünftig gehen wollte.

Pasteur begann seine Laufbahn als Chemiker. Im Jahre 1844 las er ein Buch des deutschen Kristallographen Eilhard Mitscherlich, der das Kristall eines Doppelsalzes aus Ammoniak und Soda — und zwar das Weinsäuresalz und das Paraweinsäuresalz — beschrieb. Wie der berühmte Chemiker Biot schreibt, hatte Mitscherlich herausgefunden, daß das Tartrat und das Paratartrat

„denselben chemischen Aufbau haben. Die Kristallstruktur, die Winkel, das spezifische Gewicht, die Brechung des Lichts und damit die Winkel der optischen Achsen sind bei beiden völlig gleich. Auch in Wasser aufgelöst, zeigen beide dieselbe Lichtbrechung. Nur dreht gelöstes Tartrat die Schwingungsebene polarisierten Lichts, während sich das Paratartrat indifferent verhält.“

Dies überraschte Pasteur:

„Ich konnte nicht verstehen, daß diese zwei Substanzen, wie Mitscherlich sagte, gleich sind, ohne vollkommen identisch zu sein. Im richtigen Augenblick überrascht sein zu können, ist der erste Schritt, um Entdeckungen zu machen.“

So machte sich Pasteur daran, den Unterschied zwischen den beiden Substanzen zu ermitteln. Unter dem Mikroskop beobachtete er kleinste Kristalle dieser beiden Substanzen und entdeckte, daß sie asymmetrische Facetten auf einer ihrer Flächen besitzen, was Biot und Mitscherlich übersehen hatten:

„Ich sah, daß Tartrate asymmetrische Gestalt haben ...

Hier wurde ich von einer starken Emotion erfaßt. Ich habe nie die Überraschung vergessen, die Mitscherlichs Bemerkung

bei mir hervorgerufen hatte. Trotz seiner äußerst sorgfältigen Untersuchungen hatte Mitscherlich nicht gesehen, daß das Tartrat asymmetrisch ist, weil es so sein muß. Er hat auch nicht gesehen, daß Paratartrat nicht asymmetrisch ist, weil es nicht anders sein kann.“

„Ich fing an, ihre Kristallstruktur zu vergleichen, wobei ich mich von der Idee leiten ließ, daß ich in der Struktur des Tartrates Asymmetrie finden mußte, in dem Paratartrat hingegen nicht. Dann, so dachte ich, hätte Mitscherlichs Feststellung nichts Geheimnisvolles mehr. Die Asymmetrie in der Tartratstruktur wird mit der optischen Asymmetrie zusammenpassen, während das Fehlen einer solchen Asymmetrie in der Struktur des Paratartrates dafür verantwortlich ist, daß das Salz keine Wirkung auf polarisiertes Licht ausübt. Die Untersuchung der Struktur der Paratartratkristalle machte mir aber zu Beginn einigen Kummer: Denn auch diese Kristalle hatten asymmetrische Facetten.“

Wir sehen hier, wie Pasteurs Intuition ihm eine entscheidende Entdeckung ermöglichte, auch wenn die Ausgangshypothese zum Teil falsch war. Folgen wir Pasteur weiter:

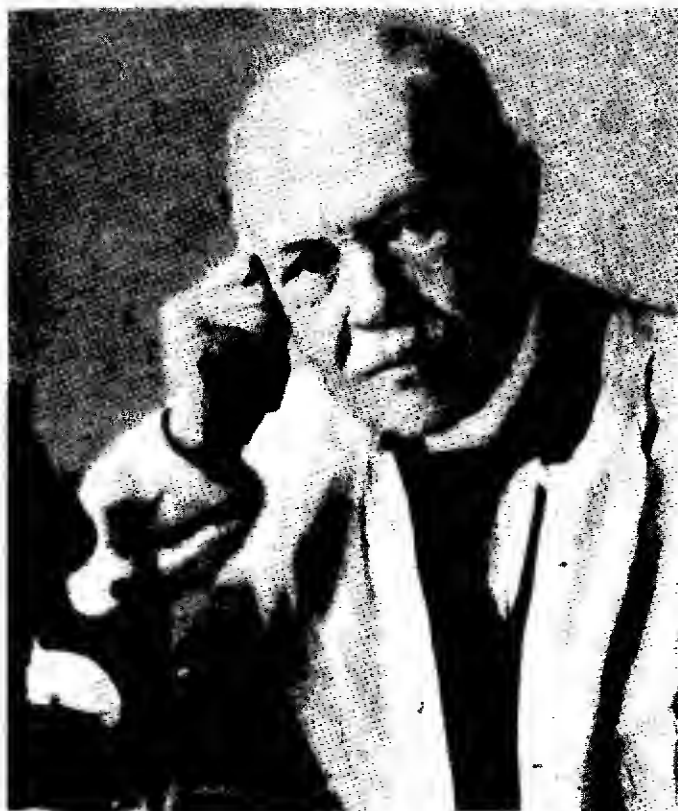
„Ich hatte die glückliche Idee, die Kristalle in ein und dieselbe Richtung zu orientieren ... Dann sah ich in der konfusen Masse der Paratartratkristalle, daß es zweierlei Arten gibt. Bei einigen war die asymmetrische Facette nach rechts orientiert, bei anderen nach links. Mit anderen Worten bilden die Paratartrate zwei verschiedene Kristallkonfigurationen: einige sind asymmetrisch nach rechts, andere sind asymmetrisch nach links gerichtet. Die nach rechts asymmetrischen Kristalle waren den normalen Tartraten ähnlich.“

„Eine andere Idee kam mir spontan in den Sinn. Die nach rechts drehenden Paratartratkristalle waren den Tartraten vollkommen ähnlich. Entsprechend der Logik meiner Ausgangsidee trennte ich diese rechtsdrehenden Kristalle von den anderen Paratartratkristallen.“

Pasteur nahm dann diese rechtsdrehenden Kristalle, trennte sie unter dem Mikroskop von dem Paratartrat und bereitete aus diesen Kristallen eine rechtsdrehende Lösung. Wie erwartet erhielt er eine Rechtsdrehung des polarisierten Lichtes. Und die anderen Kristalle bildeten eine linksdrehende Lösung, die das polarisierte Licht in demselben Winkel nach links drehte. Mischte er die beiden Lösungen, dann erhielt er wieder das gewöhnliche Racemat.

Als Pasteur mit seinem alten Lehrer Biot Kontakt aufnahm und ihm von seinen Entdeckungen berichtete, glaubte der ihm zuerst nicht und dachte, daß Pasteur sich von seinem jugendlichen Enthusiasmus habe fortreißen lassen. Biot baute die Experimente unter Anleitung des jungen Wissenschaftlers nach. Pasteur beschreibt die letzten Schritte der Verifizierung folgendermaßen:

„Er füllte zuerst die interessanteste Lösung in das Instrument, nämlich diejenige, deren Polarisationssebene nach links drehen sollte. Ohne auch nur zu messen, allein durch den Unterschied zwischen dem normalen und dem außerordentlichen Erscheinungsbild des Lösungsmittels, sah er eine starke Abweichung nach links. Darauf nahm mich der berühmte alte Mann, offensichtlich stark bewegt, an der Hand



Nobelpreisträger Charles Nicolle, ein Schüler Pasteurs

und erklärte mir: „Mein Kind. Ich habe die Wissenschaft in meinem Leben so sehr geliebt, daß mir dies Herzklopfen bereitet.“

Biot schrieb zusammen mit Pasteur einen Bericht über diese Entdeckungen und legte ihn am 9. Oktober 1848 der Akademie für Wissenschaften vor. Diese Arbeiten sind die Grundlage für die gesamte moderne Stereochemie.

Die Geometrie des Lebens

Pasteur hatte dann eine weitere geniale Idee, die ihn in seiner wissenschaftlichen Laufbahn von der Chemie zur Biologie führte. Er bemerkte, daß die molekulare Asymmetrie, die er so brillant nachgewiesen hatte, nur in lebenden Prozessen vorkommt. Da die Substanzen auf herkömmlichem chemischen Wege hergestellt entweder racemisch oder symmetrisch sind, kam er zu dem folgenden Schluß:

„Alle Mineralprodukte und all die zahlreichen organischen Substanzen, die wir im Laboratorium erzeugen können, lassen keine molekulare Asymmetrie erkennen und auch keine Wirkung auf polarisiertes Licht. Diese zwei Eigenschaften sind andererseits mit einer Vielzahl natürlicher organischer Substanzen verbunden und mit einer noch größeren Anzahl von Substanzen, die mit der Physiologie zusammenhängen. Das sind Zellulose, Zucker, Eiweiß, Pflanzenfaserstoff, einige Säuren, die in Gemüsen enthalten sind, etc.“

Warum sollte diese Asymmetrie die organische von der mineralischen Chemie trennen? Warum schafft die Natur in den Prozessen organischer Synthese nur einen Typus der asymme-

trischen Substanzen, während das Laboratorium eine Mischung aus beiden hervorbringt? Ein erfinderischer Geist wie der Pasteurs konnte die Asymmetrie nur mit der Erscheinung des Lebens in Verbindung bringen:

„Wenn die dem Leben wesenseigenen Prinzipien entstehen, dann geschieht dies unter dem Einfluß asymmetrischer Kräfte. Wenn der Chemiker in seinem Institut Elemente verbindet ... dann stützt er sich nur auf symmetrische Kräfte. Das ist der Grund, warum die Synthesen, die er schafft, keine Asymmetrie aufweisen.“

Pasteur versuchte, mit allen möglichen Systemen Asymmetrien herzustellen. So versuchte er zum Beispiel, Substanzen im Feld eines starken (asymmetrischen) Spirmagneten zu kristallisieren. Einige Jahre danach wollte er unter Verwendung von Spiegeln und Uhrwerken nur mit invertiertem Sonnenlicht Pflanzen großziehen. Diese Experimente brachten keine konkreten Ergebnisse, aber er gelangte dadurch zu der Auffassung, daß Leben diese Art von Asymmetrie erfordert.

Aber das asymmetrische Ammoniumtartrat tritt in der Weingärung auf. Konnte es sein, daß entgegen der herkömmlichen Annahme seiner Zeit die Gärung ein lebendiger Prozeß war? Diese Idee widersprach den Theorien von zwei der größten Wissenschaftler seiner Zeit, von Joens Jakob Berzelius und Justus von Liebig, der behauptete, Gärung sei ein ganz normaler chemischer Prozeß und die Asymmetrie stamme von dem Zucker in den Trauben. Pasteur jedoch hielt dem entgegen, daß sich zum Beispiel im Falle des aus Stärke gewonnenen Alkohols das Alkoholmolekül viel zu stark von dem Zuckermolekül, wo es herkommt, unterscheidet, als daß die Asymmetrie in einem rein chemischen Prozeß erhalten werden könne.

Die Frage selbst war nicht völlig neu. Antonie van Leeuwenhoek (1632 — 1723) und Theodor Schwann (1810 — 1882) beschrieben Hefe schon als eine Art Sproßpilz. Und auch Henle hatte die Vorstellung vertreten, daß es sich bei Hefe um einen lebenden Organismus handelte. 1837 schrieb Cogniard de la Tour:

„Die Hefe-Klumpchen wirken wahrscheinlich auf Zucker durch irgendeine Wirkung ihrer Vegetation und ihres Lebens.“

Im selben Jahr, 1837, konnte Schwann sogar zeigen, daß Sauerstoff allein noch keine Gärung bewirkt. Gekochter Traubensaft, der mit erhitzter Luft in Berührung kommt, fermentiert nicht. Er kam zu dem richtigen Schluß, daß Hefe der Grund für die Gärung ist.

Auch Mitscherlich hatte einige Experimente durchgeführt, die ihn zu demselben Schluß hätten führen können. Aber er wagte es nicht, sich gegen Ideen zu stellen, die von seinem Lehrer Berzelius und von dem Begründer der organischen Chemie, Justus von Liebig, verteidigt wurden. Mitscherlich stellte nur fest, daß „die Gärung in Gegenwart von Hefe stattfindet.“ 1839 hatte Berzelius Schwann mit harten Worten attackiert. Es war schließlich der Chemiker Pasteur, der demonstrierte, daß die chemische Gärungstheorie, die von Berzelius und Liebig verteidigt wurde, falsch war. Er wiederholte Schwanns Experimente Schritt für Schritt und lieferte den unumstößlichen Beweis dafür, daß: 1. Wenn Gärung in einer Substanz stattfindet, immer auch Hefe da ist; 2. wenn keine Hefe in derselben Sub-

stanz vorkommt, es auch nicht zur Gärung kommt; 3. wenn man derselben Substanz und unter denselben Bedingungen Hefe zufügt, Gärung stattfindet.

Während derselben Forschungsarbeiten bewies er zudem, daß auch die Fäulnis von einem Mikroorganismus verursacht wird, und er fand heraus, daß es die ohne Sauerstoff lebensfähigen Vibrionen sind, die für die Fäulnis verantwortlich sind. Aber ihm bestätigte sich durch diese Forschungen noch eine weitere von ihm „vorausgedachte“ Idee:

„Alles deutet darauf hin, daß ansteckende Krankheiten dieselben Ursachen wie Gärung und Fäulnis haben.“

Zum Abschluß dieses Kapitels sei noch erwähnt, daß sich drei der sieben Bände von Pasteurs Gesamtwerk mit der Gärung beschäftigen. Dies zeigt, welche Bedeutung dieser Teil seiner Forschung einnimmt. Pasteur erarbeitete detaillierte Methoden zur Verbesserung der Gewinnung und Konservierung von Wein, Essig und Bier. Er erfand die „Pasteurisierung“-Methode zur Konservierung von Milch, Wein und Bier. Der wirtschaftliche Effekt seiner Arbeiten war enorm.

Omnis Vivis Ex Ovo

Pasteur konnte die wichtige Eigenschaft der Gärung nur deshalb demonstrieren, weil er noch ein anderes Problem löste: das Problem der sogenannten Urzeugung. Zu Pasteurs Zeit war es anerkannte Meinung, daß Mikroorganismen nicht wie die makroskopischen Organismen durch Elternorganismen reproduziert wurden, sondern einfach aus der Substanz „entstanden“, in der sie gefunden wurden.

Im 17. Jahrhundert hatte der Physiker und Alchimist Jan-Baptist van Helmont geschrieben:

„Steckt ein schmutziges Hemd mit Getreidesamen in eine Schachtel. Wenn die Fermente, die aus dem schmutzigen Hemd kommen, von dem Geruch des Getreides modifiziert werden, werden sie das Getreide innerhalb von 21 Tagen zu Mäusen transmutieren, und zwar zu erwachsenen männlichen und weiblichen Mäusen, die sich dann geschlechtlich weiter vermehren können.“

Natürlich hat keiner zu Zeiten Pasteurs (zumindest unter den Wissenschaftlern) geglaubt, daß man auf diese Weise eine Maus erzeugen könnte. Aber was die Naturwissenschaftler für Säugetiere und allgemeiner für alle Wirbeltiere ausschlossen, das hielten sie im mikroskopischen Bereich für möglich. In einer langen und berühmt gewordenen Untersuchungsreihe machte Pasteur deutlich, daß man Mikroorganismen nur dort finden kann, wo sie hingebraht und zur Reproduktion gebracht worden sind.

Pasteur benutzte zuerst Glasballons, in die er leicht gärende Flüssigkeiten füllte. Er kochte sie und schloß den Hals der Flasche noch während des Kochens. Diese Flüssigkeit fermentierte nicht. Aber, so riefen seine Widersacher, durch das Kochen der Flüssigkeit wird ja das „Lebensprinzip“ zerstört. Falsch, antwortete Pasteur, wenn ich die Flasche öffne und die Flüssigkeit mit der mikrobienhaltigen Luft in Berührung kommt, dann wird die Flüssigkeit gären.

Na gut, meinten Pasteurs Gegner, wenn man die Luft verdrängt, verhindert man die Gärung. Pasteur ließ dann die Luft

durch ein erhitztes Rohr passieren, um die in der Luft enthaltenen Mikroben abzutöten.

Aber, so wandten seine Widersacher erneut ein, durch das Erhitzen der Luft zerstört man das „Lebensprinzip“. Pasteur beantwortete diese Kritik, indem er die Luft durch einen mit Salpeter vorbehandelten Baumwollpfropfen passieren ließ. Er konnte zeigen, daß die aus der Luft stammenden Keime in dem Pfropfen stecken geblieben waren. Dann benutzte er Flaschen mit Hälzen, die in der Form eines S gezogen waren. Wenn die Luft langsam durch diese Schwanenhälse strömte, setzten sich die Mikroben in der Biegung der Schwanenhälse ab. Einige der Schwanenhalsflaschen kann man noch heute unverändert im Pasteur-Institut bewundern.

Pasteur bewies auf diese Weise, daß, wo immer Leute glaubten, eine „Urzeugung“ fände statt, es sich um ein reines Hirngespinnst handelte. Dennoch schloß er nicht völlig ihre ontologische Möglichkeit aus und glaubte besonders, daß unter bestimmten physikalisch-chemischen Bedingungen das Leben aus dem Nichts entstanden sein könnte:

„Ich suche jetzt schon seit 20 Jahren nach der Urzeugung, ohne sie zu finden. Dennoch betrachte ich sie nicht als unmöglich. Aber wer gibt Ihnen die Autorität zu wünschen, sie sei der Ursprung des Lebens? Materie wird so dem Leben vorangestellt und es wird postuliert, die Materie sei schon immer dagewesen. Wer aber versichert Ihnen, daß der unaufhörliche wissenschaftliche Fortschritt nicht die Wissenschaftler, die in 1000 Jahren leben werden, zu der Feststellung bringen wird, daß das Leben schon immer existiert hat und nicht die Materie?“

Nach dieser langen wissenschaftlichen Auseinandersetzung wurde Pasteur von seinem Freund und Lehrer Jean-Baptiste Dumas darum gebeten, die Seuche der Seidenspinnerraupe zu untersuchen. Während fünf Jahren intensiver Forschung, die allerdings durch einen Hirnschlag mit Halbseitenlähmung unterbrochen wurde, versuchte Pasteur, präventive Mittel zu finden, um die von ihm beobachteten beiden Krankheiten der Raupen, „Pebrine“ und „Schlaffheit“, zu verhindern. Es gelang Pasteur, den vom Untergang bedrohten Wirtschaftszweig der Seidenspinnerei zu retten.

In seinen Untersuchungen klärte er nicht nur die pathogene Rolle von Mikroben auf, sondern auch die Bedeutung des „Umfeldes“, d.h. der Einflußbedingungen des Tieres auf das Auftreten der Krankheit.

Pasteurs Arbeiten brachten den Glasgower Chirurgen Joseph Lister auf die Idee der Antisepsis, d.h. Operationen mit Be- stecken durchzuführen, die durch einen antiseptischen Spray keimfrei gemacht worden waren. Die Ergebnisse waren außerordentlich. In seinem Buch „Die Gründer der modernen Medizin: Pasteur, Lister und Koch“ berichtet der aus Rußland stammende Mikrobiologe Elie Metschnikow am Beispiel des Krimkrieges zwischen Frankreich und Rußland über den Zustand der Medizin zu jener Zeit. Von der 300 000 Mann starken französischen Armee sind nur 10 000 Soldaten auf dem Schlachtfeld gefallen, aber 85 375 Soldaten starben an den Folgen infizierter Wunden. Von 1681 Soldaten, bei denen eine Oberschenkelresektion vorgenommen wurde, überlebten nur 136. Von 487 Personen, die an denselben Verletzungen litten,

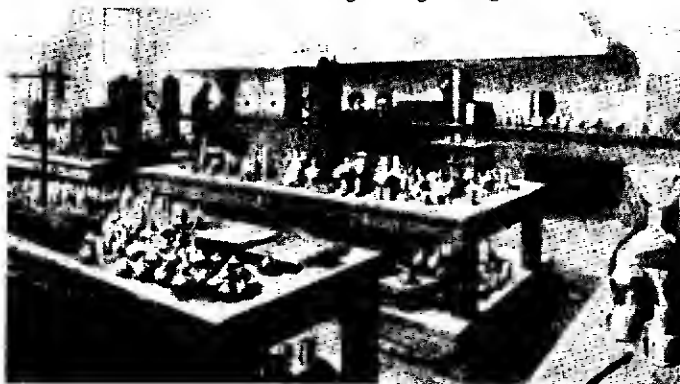
aber bei denen aus irgendeinem Grund die Operation nicht vorgenommen wurde, überlebten 154. Und die Zahlen auf russischer Seite sind noch schrecklicher. Die Entdeckungen Pasteurs und Listers veränderten die Lage völlig. Die Chirurgie hörte auf, eine andere Bezeichnung für Tod zu sein. Listers Entdeckung der Antisepsis, die später durch die Asepsis ersetzt wurde, revolutionierte die Chirurgie mehr als 1000 Jahre Anatomiestudium.

Gleichzeitig mit Lister, der seine Methode auf der Grundlage der Pasteurschen Ideen entwickelt hatte, nahm auch Pasteur selbst den Kampf auf:

„Hätte ich die Ehre, Chirurg zu sein, würde ich niemals in einen menschlichen Körper ein Instrument einführen, das ich nicht vorher in kochendes Wasser oder, noch besser, in eine heiße Flamme gehalten und dann schnell abgekühlt hätte.“

Polemik und leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit

Es war sicherlich für Pasteur nicht leicht, gegen die professionellen Ignoranten anzugehen, die damals die Medizin kontrollierten. Einige Professoren der medizinischen Fakultät nannten ihn abfällig einen „chimiatre“ nannten. Er mußte ständig um seine Ideen kämpfen und schuf zuweilen in der ruhigen Umgebung der Akademie der Wissenschaften und der medizinischen Fakultät mit seinen schlagkräftigen Argumenten erhebli-



Pasteurs Laboratorium (oben); Pasteur (in der Mitte sitzend), sein Pflegepersonal und einige Kinder, die er mit Erfolg gegen Tollwut impfte.

che Unruhe. Nach einer bedeutenden Entdeckung schloß sich Pasteur niemals in den Elfenbeinturm ein; er wandte im Gegenteil beträchtliche Energien auf, gegen seine Widersacher zu polemisieren, um seine Konzeptionen durchzusetzen. So antwortete er dem Briten Dr. Bastian, der die Urzeugung verteidigte:

„Wissen Sie, weshalb ich so viel Sorge trage, Sie zu bekämpfen und Ihnen eine Niederlage beizubringen? Weil Sie einer der Hauptvertreter einer medizinischen Lehre sind, die meiner Ansicht nach für die Heilkunst schädlich ist: nämlich die Lehre von der Spontaneität der Krankheiten. Sie gehören jener Schule an, die bereit wäre, an die Pforten ihrer Tempel, wie es jüngst ein Mitglied der Medizinischen Akademie von Paris vorgeschlagen hat, zu schreiben: 'Die Krankheit ist in uns, sie kommt von uns und durch uns.' Dies ist ein Fehler, der, lassen Sie es mich wiederholen, für den medizinischen Fortschritt schädlich ist.“

Bei solchen Gelegenheiten bediente er sich scharfer Ironie. So erklärte er im Rahmen einer Polemik gegen seinen ständigen Widersacher, den Tierarzt Dr. Colin, der ständig nach Pasteurs Resultaten fragte, vor der Medizinischen Akademie:

„Wenn ich darüber nachdachte, wie man so schnell wie möglich wissenschaftliche Wahrheiten definitiv als solche nachweisen könnte, hatte ich oft einen Wunsch, vielleicht ein vergeblicher, denn seine Durchsetzung erscheint äußerst schwierig. Ich habe oft bedauert, daß nicht an jeder Akademie oder Wissenschaftseinrichtung ein Laboratorium angeschlossen ist, wo wir angesichts der ständig wachsenden Menge neuer wissenschaftlicher Errungenschaften das Spreu vom Weizen trennen können. Doch wo ließen sich Leute auftreiben, die eine solche Arbeit verrichten könnten? Jene, die qualifiziert genug wären und genügend Erfindungsgabe besitzen, um dies korrekt durchzuführen, würden es immer vorziehen, für den eigenen Ruhm zu arbeiten, anstatt ihre Zeit damit zu vergeuden, die Arbeiten anderer zu kontrollieren.“

„Die Medizinische Akademie hat das seltene Glück, in ihren Reihen einen mutigen und talentierten Mann zu haben, der genau eine solche Leidenschaft aufweist, das zu kontrollieren, was andere tun. Leider aber scheint bei Herrn Colin, denn ihn meine ich, diese Leidenschaft mit einem kapitalen geistigen Mangel verbunden zu sein. Ich fürchte, daß die Idee, andere zu widerlegen und ihre Fehler nachzuweisen, bei ihm wesentlich stärker ist als das selbstlose Streben nach Wahrheit.“

Um seine Widersacher zu überzeugen, wozu nicht nur der eben erwähnte Colin gehört, sondern auch der berühmte Mikrobiologe Robert Koch, organisierte Pasteur ein großaufgezo- genes öffentliches Experiment, dem er einen hundertprozentigen Erfolg voraussagte. Er wollte vor den Augen aller Welt be- weisen, daß seine Methode zur Kultivierung des Milzbrand- regers und anschließender Impfung gegen Milzbrand wirksam sei. Am 5. Mai und 17. Mai 1881 wurden 24 Schafe, 1 Ziege und 6 Kühe mit einer geschwächten Art des Milzbrandregers geimpft. Am 31. Mai dann wurde dieselbe Gruppe und ebenso bislang ungeimpfte Testobjekte, bestehend aus 24 Schafen, ei- ner Ziege und 4 Kühen, mit einer höchst virulenten Art

geimpft. Pasteur sagte voraus, daß alle ungeimpften Tiere sterben, während die geimpften überleben würden. Während der Tage des Wartens erschrak er doch ein wenig vor seinem eigenen Mut, vielleicht hatte er zuviel versprochen. Aber das Experiment hatte durchschlagenden Erfolg. Mit Ausnahme eines Schafes, das aber an einer anderen Todesursache verschied, blieben die geimpften Tiere alle am Leben, während die ungeimpften starben. Pasteurs Triumph war vollständig.

Etwa zur gleichen Zeit begann er seine Arbeit über Tollwut. Das erste Problem bestand darin, daß er unter seinem Mikroskop keine einzige Mikrobe entdecken konnte. Er nahm an, daß die Mikrobe zu klein war — eine Hypothese, die Jahrzehnte später bestätigt wurde, als man mit Hilfe des Elektronenmikroskops den Tollwut-Virus ausmachen konnte. Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, den unsichtbaren Virus zu kultivieren und Wege zu finden, seine Virulenz zu schwächen — was schließlich zum Sieg über die Tollwut führte.

Pasteurs wissenschaftliches Erbe

Seinen größten Ruhm errang Louis Pasteur mit seinen Tollwutimpfungen, womit er sich den Ruf eines „Wohltäters der Menschheit“ erwarb. Doch obwohl Tollwut eine schreckliche Krankheit ist, die nach langen Qualen automatisch zum Tode führt, kam sie nicht sehr häufig vor. Mit jährlich ein paar tausend Fällen in Frankreich lag sie statistisch weit unter den Todesursachen durch weitverbreitete Epidemien wie Cholera, Tuberkulose, Pocken, Diphtherie, Tetanus, Typhus u.a. Die Bedeutung der ersten Impfung bahnte der Medizin jedoch den Weg für eine ganze Serie weiterer Entdeckungen von Impfungen gegen infektiöse Krankheiten, bis hin zur Fähigkeit, Krankheiten, die über Jahrtausende hinweg als Geißeln der Menschheit bekannt waren, ganz auszurotten.

Kurz nach dem Sieg über die Tollwut wurde in Paris ein Pasteur-Institut gegründet und bald darauf in vielen anderen Städten der Welt. Das Pasteur-Institut wurde durch einen internationalen Fonds finanziert, der die beachtliche Summe von 2 586 680 Francs zusammenbrachte. Die feierliche Eröffnung des Instituts fand im Beisein des Präsidenten der Republik, Sadi Carnot, des Enkels Lazare Carnots, statt.

Pasteurs Wissenschaftlerschule und andere Wissenschaftler der ganzen Welt, die sich auf die von Robert Koch begründete Mikrobiologie und Pasteurs Pionierarbeit über die Rolle von Mikroben bei der Ursachenforschung von Krankheiten und der Entwicklung von Impfstoffen stützten, leiteten während der kommenden 20-30 Jahre (ca. 1890-1920) einen gigantischen Siegeszug über infektiöse Krankheiten ein. Von den wissenschaftlichen Entdeckungen und Durchbrüchen dieser Jahre seien hier nur einige genannt.

— Ein Mitarbeiter Kochs, Friedrich Löffler, entdeckte den Diphtherie-Bazillus. Pasteurs Schüler, Emile Roux, Alexandre Yersin und Gustave Ramon entdeckten die Giftstoffe, die von den Diphtherieerregern ausgeschieden werden, und entwickelten daraus die Impfstoffe gegen diese tödlichen Krankheiten.
— Ein anderer Kollege Kochs, Goffky, entdeckte und kultivierte den Typhuserreger und der Pasteurschüler Charles Nicolle entdeckte die Rolle von Läusen bei der Typhusausbreitung.

— Gerhard Hansen entdeckte den Lepra-Erreger.

— Die Pesterreger wurden gleichzeitig von Pasteurs Mitarbeiter Alexandre Yersin und Kochs Schüler Kitasato Shibasaburo entdeckt. Simond, ein weiterer „Pasteurianer“, demonstrierte unterdessen die Rolle von Fliegen bei der Verbreitung der Pest.

— Die Verursacher der Syphilis wurden von Schaudinn entdeckt. Paul Ehrlich erfand das Salvarsan, mit dem die damals weitverbreitete Krankheit erstmals heilbar wurde.

— Der Erreger der Schlafkrankheit wurde von Castellani entdeckt.

— Entdeckt wurden ferner die Erreger der Wundrose, der Nagona, des Sumpffiebers, Gelbfiebers, des Wechselfiebers, Typhus, der Rinderpest und der Lungenentzündung.

— Der Impfstoff gegen Tuberkulose wurde von zwei Wissenschaftlern des Pasteur-Instituts entdeckt, Albert Calmette und Camille Guérin.

Heute stehen die Pasteur-Institute, auch wenn sie vielleicht nicht in vollem Ausmaß die Tradition ihres Namensgebers fortsetzen, an der vordersten Front in den Grenzbereichen der Biologie und der medizinischen Wissenschaft. Die Pasteur-Institute, die in Afrika gegründet wurden, kämpfen um die Verhinderung und Heilung tropischer Krankheiten. Und schließlich waren die Wissenschaftler des Pasteur-Instituts in Paris die ersten auf der Welt, die vor kurzem den AIDS-Virus entdeckten.

Pasteurs Theorie über die pathogene Rolle der Mikroben hat wahrscheinlich mehr Leben gerettet als jede andere medizinische Entdeckung in der Geschichte. Damit war der Weg für das Verständnis ansteckender Krankheiten eröffnet ebenso wie für die antiseptische Chirurgie. Die Entdeckung der pathogenen Mikroben sowie die Entdeckungen der drei Mittel zu ihrer Bekämpfung (Prophylaxe, Antisepsis und Impfung) wird immer mit Pasteurs Namen verbunden sein.

Es ist ein Skandal, daß heute, hundert Jahre nach diesen herrlichen Beiträgen zur Verbesserung der Gesundheitssituation, aufgrund der schlimmen Wirtschaftsbedingungen in der Dritten Welt Krankheiten wieder um sich greifen, ja sogar drohen, den entwickelten Sektor wieder zu befallen, die längst ausgerottet zu sein schienen. Wie Pasteur schon sagte:

„Eine Epidemie, die durch die Schwächung des Virus zum Stillstand gekommen ist, kann wieder aufflackern, wenn das Virus durch bestimmte Umstände verstärkt wird. Geschichten, die ich über ein spontanes Auftreten von Seuchen gelesen habe, geben dafür hinlängliche Beispiele ... Die Pest ist in einigen Ländern eine ansteckende Krankheit. In all diesen Ländern muß das geschwächte Virus existieren, bereit, seine aktive Form anzunehmen, wenn ihm Klimabedingungen, Hunger und Elend eine Möglichkeit dazu geben.“

Obwohl die Menschheit weiß, wie die tödlichen Ansteckungskrankheiten verhindert, behandelt und geheilt werden können, droht eine Reihe epidemischer Krankheiten Millionen von Menschen hinwegzuraffen. Pasteur gab der Menschheit die Waffen, diese Krankheiten zu bekämpfen. Mit den geeigneten Mitteln können die meisten Ansteckungskrankheiten besiegt werden. Es wäre ein Verbrechen, Pasteurs Lehren nicht zu folgen.

Aischylos' „Geist des Gesetzes“...

Fortsetzung von Seite 15

Wir überleben, indem wir mit der „Freiheit unserer Leidenschaften“ ein Ende machen und uns selbst zu den souveränen Herrschern über unsere Leidenschaften erheben, womit wir ein höheres Recht und Gesetz begründen. Unser Ich durchläuft in seiner Selbstfindung einen Transformationsprozeß vom einfachen „Selbstbewußtsein“ zu einer souveränen Fähigkeit der Urteilsbildung, sobald es aufhört, passiver Beobachter unserer schrecklichen, ungebändigten Leidenschaften zu sein und seine nach außen gerichteten Handlungen selbst in die Hand nimmt. Diese souveräne Fähigkeit der Urteilsbildung macht uns die Entdeckung des höheren Rechts möglich, jener neuen juristischen Ordnungsprinzipien, die die Grundlagen für eine höhere Rechtsordnung über dem bisherigen Gewohnheitsrecht legen.

Dies ist die Lehre der Orestie, der einzigen vollständig erhaltenen Trilogie des Aischylos.

Prometheus: Das Gesetz des höheren Rechts

Die Tragödie *Der gefesselte Prometheus* ist das einzige noch erhaltene Drama einer Trilogie, die ursprünglich auch die Stücke *Prometheus der Feuerträger* und *Der entfesselte Prometheus* als Einführungs- bzw. Schlußdrama umfaßte. Das satirische Komplementärstück *Prometheus der Feueranzünder* ist ebenfalls verloren gegangen.

Als dramatische Komposition stellt der *Gefesselte Prometheus* eine Welt jenseits aller bekannten Werke des Aischylos dar. Es entfaltet sich als ein übermenschliches Epos von wahrhaft titanischer Größe. Es ist ein großartiges Drama der Götter, die ihre Kämpfe untereinander austragen und richtet sich an ein vor Ehrfurcht erstarrtes Publikum.

Keine andere Idee hat jemals den Gang menschlicher Entwicklungen so tiefgreifend und unauslöschlich beeinflusst wie die Ideen, die wir in Aischylos' Prometheus vorfinden. Als Aischylos mit der Idee des Prometheus an die Öffentlichkeit seiner Zeit trat, setzte er damit eine ganze Kettenreaktion von Entwicklungen in Philosophie, Psychologie, Kunst, Rechtswissenschaft und Religion in Gang, die unsere heutige „westliche Zivilisation“ begründeten.

Auch alle anderen Aischylos-Tragödien beschäftigen sich tiefgreifend mit den psychologischen, emotionalen und rechtlichen Problemen der verschiedenen Aspekte des alten Gewohnheitsrechtes. In der *Orestie* geht es um die Blutrache. Das Drama *Die Schutzfliehenden* handelt davon, wie die alten Gesetze der Blutrache durch das Gesetz der Liebe abgelöst werden. In den *Sieben gegen Theben* wird aufgezeigt, wie vom „vorherrschenden Recht“ einer hierarchischen Familienstruktur auf Kosten der *Dynastie* das übergeordnete Gesetz des *Staates* abgelöst wird. In den *Persern* löst das höhere Gesetz des morali-

schen Sieges im Kampf das alte Gesetz des Siegens mit bloßer Waffengewalt ab.

Der *Prometheus* steht jedoch hoch über all diesen Errungenschaften der Moral und Kunst. Prometheus ist nicht aus demselben Stoff wie all diese löblichen, aber vergänglichen Siege höheren Rechts. Sein Rechtsbegriff, der hoch über allen Gipfeln des bisher verwirklichten Rechts waltet, gehört dem Bereich jener zwingenden, souveränen Kausalität an, der jede erfolgreiche Schöpfung höheren Rechts Rechnung trägt. Dieses neue Gesetz ist die ordnende Kraft einer gesetzmäßigen Folge, einer grenzenlosen Kette höheren Rechts. Dieses *Gesetz des höheren Rechts*, das wir bei Aischylos' Prometheus kennenlernen, ist mit Platons *Hypothese der höheren Hypothese* identisch. Es ist das erkenntnistheoretische Ordnungsprinzip, das der gesetzmäßigen Ordnung der höheren Hypothese Rechnung trägt, denn hiermit erweitert der schöpferisch tätige menschliche Geist seine Herrschaft über die Gesetze, die die Komposition des Universums bestimmen.

Über die Jahrhunderte wurde die Geschichte des Prometheus, wie sie von Aischylos erzählt wird, von den Menschen auf drei verschiedene Weisen und auf drei unterschiedlichen Ebenen verstanden.

Auf der ersten Ebene wird der behandelte Stoff des noch erhaltenen Teils der Trilogie für sich selbst betrachtet, ohne daß irgendwelche Bezüge zu Stellen außerhalb dieses Fragments hergestellt würden. Prometheus erscheint hier als Titan, als eine den Göttern trotzbare Gestalt — er verstößt gegen die Gesetze des Zeus, indem er den Göttern das Feuer stiehlt und es den Menschen bringt. Mit dem Geschenk des Feuers lehrt Prometheus die Menschen die Vernunft und alle anderen nützlichen Künste, womit er die Menschheit vor der Zerstörung, die Zeus ihr bestimmte, bewahrt. Zeus, der eifersüchtig über seine selbstherrlichen Privilegien wacht, straft Prometheus, indem er ihn an die Felsenklippen des Kaukasus schmiedet. Prometheus, der keine Reue im Angesicht der Strafe zeigt, wird so zum Prototypen eines Rebellen gegen die Gewaltherrschaft.

Die zweite, gereifere Sichtweise des Dramas ist umfassender angelegt und bezieht vergleichbare Thematiken in anderen Aischylos-Dramen mit ein. Die Beziehung zwischen Prometheus und Zeus ist weit mehr als die Beziehung zwischen einem Rebellen und einem Tyrannen. Aus dem von Aischylos verwendeten dramatischen und mythologischen Material erfahren wir, daß Zeus selbst eine Revolution gegen die Götter der Unterwelt geführt hatte, um eine neue moralische Ordnung der Welt herbeizuführen. Zeus stürzte die Götter der Unterwelt, die Götter von Blut und Boden und ersetzte ihre Ordnung durch das moralisch höhere Gesetz der Götter des Olymp. Damit verkörpert Zeus die Herrschaft des höheren Rechts. Er hätte jedoch nicht ohne Unterstützung eines der al-



Szene aus der
Aufführung von
Aischylos' „Gefesseltem
Prometheus“
durch Mitglieder der
Akademie für
Humanistische Studien.

ten Götter, des Erdensohns und Bruders eines Gottes der Unterwelt, Prometheus, zur Herrschaft aufsteigen können.

Ohne Prometheus, der das Kommende verkörpert, wäre die Überwindung des herrschenden Rechts und der Siegeszug eines höheren Rechts nicht möglich. Prometheus erzählt diesen Vorgang folgendermaßen:

Da schien mir denn von allem, was zur Wahl sich bot,
Das Rätlichste, mitsamt der Mutter auf des Zeus'
Seite zu treten, willig, wie willkommen ihm.
Und meinem Rat verdankt er's, daß die Finsternis
Verborg'nen Abgrunds den uralten Kronos birgt
Mit seinen Bundesgenossen. Solche Hilfe hat
Der Götterherr von mir erfahren, und der Dank,
Den er mir zahlt, ist diese grause Folterung.
Denn es bedünkt mich, das ist aller Zwingherrschaft
Krankheit, daß sie den Freunden nicht vertrauen darf.
(S. 210 f.)

Damit werden zwei Themen aufgeworfen, deren Zusammenstoß das Kernstück der dramatischen Spannung bildet. Erstens ist Zeus die Verkörperung des höheren Gesetzes und zugleich unfähig, ohne das Eingreifen des Prometheus die Macht zu erringen. Zweitens hat Prometheus, jener Einzelne, der Verachtung für das alte Recht empfindet und gleichfalls das neugegründete, höhere Recht verwirft, das Wesensmerkmal und die Persönlichkeit jener Macht, die den Übergang von der Herrschaft des alten Rechts zu der des neuen Rechts auslöst. Somit ist Prometheus kein bloßer Rebell gegen das herrschende Gesetz. Er selber war es, der die Macht des Zeus begründete, die er nun verwirft. Er hat sie mit seinem prometheischen Vorausblick begründet und weiß, daß er sie, noch während er sie begründet,

wieder zurückweisen wird und daß diese Macht ihn dafür strafen werde.

Aus diesem Grunde erleidet Prometheus im Gegensatz zu dem, was gemeinhin über die Prometheusgestalt gesagt wird, kein Unrecht durch die Strafe des Zeus. Er ist also kein Rebell gegen die Ungerechtigkeit.

Aischylos' Prometheus ist kein heroischer Aufrührer gegen die Macht einer Willkürherrschaft. Da Prometheus jene Macht repräsentiert, die die Grundlage für den künftigen Begriff der Gerechtigkeit legen wird, prallt an ihm jede Ungerechtigkeit ab. Er ist nichts anderes als die Personifizierung des Gesetzes des höheren Rechts, unbeweglich festgekettet an der felsigen Klippe durch die Verkörperung des höheren Rechts, Zeus.

Die dritte, tiefere Ebene des Verständnisses über den Geist des Gefesselten Prometheus setzt dort ein, wenn wir uns die Fragen stellen, die oben schon aufgeworfen wurden. Wir betreten nun einen Fragenkomplex, für den meines Wissens bisher noch niemand eine befriedigende Lösung gefunden hat. Der englische Dichter Percy Bysshe Shelley hat sich diesem Themenbereich im Jahr 1818 ansatzweise zugewandt, als er seinen *Entfesselten Prometheus* schrieb. Seine Resultate sind jedoch nicht befriedigend. Shelleys jugendlicher Fehler bestand darin, daß er zu einem gewissen Grade Aischylos' Prometheus mit John Miltons Satan, jenem anderen großen Rebellen der Geistesgeschichte des Westens, gleichsetzte (genauso wie Goethes Dr. Faust häufig, aber falsch mit Prometheus gleichgesetzt wird). Prometheus mit Satan zu identifizieren ist ein charakteristischer Fehler von Menschen, deren Geisteskraft nicht genügend in der Methode geschult ist, Recht im Sinne des Gesetzes des höheren Rechts zu begreifen.

Zuerst einmal gibt es bei Milton eine Ursache für Satans Sturz. Satan wird erst durch seinen Stolz zu dem, was er ist.

...Nachdem sein Hochmut ihn
Herabgestürzt vom Himmel samt dem Heer
Empörter Engel, mittels deren Hilfe,
Nach Herrschaft über seinesgleichen trachtend,
Er sich dem Höchsten gleich zu sein vermaß-
Verruchten Krieg erhob er drum im Himmel. I, (S. 1-67)

Aischylos' Prometheus kennt hingegen keinen Stolz. Prometheus' Verhältnis zu Zeus läßt sich in keiner Weise mit der Haltung von Miltons Satan zu Gott vergleichen. Prometheus erklärt:

Ich weiß, Zeus ist hart und hat das Recht
In seiner Gewalt. Gleichwohl aber wird,
Denk' ich, milde gesinnt
Noch einmal er sein, wenn er scheitert hieran.
Und glätten wird sich unbezwinglicher Zorn,
Zum Bunde mit mir und Freundschaft wird er,
Selbst willig mir Willigem kommen. (S. 190 f.)

Und an anderer Stelle heißt es:
Verehere, beug dich, schmeichle den herrschenden Gewalten,
Ich aber kümmer' mich minder um Zeus als nichts.
Er tu's, er herrsche diese kurze Zeit, wie ihm
Beliebt. Nicht lange wird er Herr der Götter sein.
(S. 940 f.)

Im Gegensatz zu dieser „prometheischen“ Haltung des Aischylos huldigt Miltons Satan der Rache und dem Neid:

Doch alles ist nicht hin; Es blieb der Wille,
der unbezwingliche, der Rachedurst,
Der Haß, der nimmer stirbt, der Mut, der nie
Zurückweicht, nie sich unterwirft. Den Ruhm
Soll seine Macht, sein Zorn mir nie entwenden;...
So mögen wir mit Hoffnung bessern Glücks,
Gewalt wie List versuchend, unversöhnlich
In Ewigkeit bekriegen unsern Feind,
Der jetzt im Freudenrausche des Triumphs
Als unumschränkter Herr des Himmels herrscht.“
(S. 68-141)

Nachdem man die Falschheit eines Vergleichs des Prometheus mit Miltons Satan eingesehen hat, zeigt sich eine weitere Erkenntnis: zu keinem Zeitpunkt und an keiner Stelle steht der Prometheus des Aischylos, die Verkörperung des Gesetzes des höheren Rechts, in einem tödlichen Kampf mit Zeus, dem herrschenden Prinzip des höheren Rechts. Prometheus führt keinen Kreuzzug gegen einen Gegner. Im Gegenteil, er widmet sich der Vervollkommenheit des Rechts zu Gunsten der Menschheit. Zeus, der über das höhere Recht herrscht, ist ein Nichts, lediglich ein Hindernis, der dadurch, daß er Prometheus an die Felsenklippen schmiedet, Prometheus daran hindert, seine prometheische Arbeit der Vervollkommenheit des Rechts durchzuführen. Prometheus will also nicht Zeus im Kampf überwinden, nein — er sehnt sich danach, wieder an

die Arbeit zu gehen. Während des ganzen Dramas spricht Prometheus von seiner künftigen Befreiung und sagt voraus, daß ein Tag kommen wird, da Zeus seine Hilfe benötigt. Prometheus läßt keinen Zweifel daran, daß er Zeus zu Diensten stehen wird, wenn dieser Tag kommt, womit er seine Handlungsfreiheit wiedergewinnt, um als Prometheus an der Vervollkommenheit des Rechts weiterzuarbeiten.

Damit wirft sich die Frage auf: Was ist im eigentlichsten, tiefsten Sinne das Verhältnis zwischen dem prometheischen Geist, dem Gesetz des höheren Rechts und dem olympischen Geist des Zeus, dem bloßen höheren Recht?

Ist Prometheus das Werkzeug des Zeus, oder ist Zeus das Werkzeug des Prometheus?

Hat Prometheus als Werkzeug des Zeus das alte, untaugliche Rechtssystem der Götter der Unterwelt umgestürzt und damit das höher stehende Rechtssystem des Zeus begründet? Oder dient Zeus als Werkzeug des prometheischen Gesetzes des höheren Rechts? Ist Zeus das Instrument, das über den vorbeigleitenden Moment des einfachen höheren Rechts wacht, ein Werkzeug, das gerade gut genug war für Prometheus' Revolution gegen die Götter der Unterwelt? Aischylos gibt dem Leser eine ganze Reihe von Hinweisen, die ihm helfen sollen herauszufinden, wie er hierüber denkt. Zuerst steht die Tatsache, daß Prometheus sein Vorhaben in vollem Wissen und Bewußtsein sowohl seines künftigen Schicksals, seiner Fesselung an die Klippen des Kaukasus, wie seiner künftigen Befreiung durchführt.

Weiß ich alles doch voraus,
Genau, was sein wird, und nicht unerwartet kann
Ein Schmerz mich treffen. Das verhängte Teil jedoch
Muß man so leicht als möglich tragen, da man weiß:
Zu streiten ist nicht gegen die Notwendigkeit.
... Sterblichen erwirkt ich Gaben, dafür trag' ich solches Joch.
Im hohen Stengel trug ich fort des Feuers Quell,
Hatt' ihn entwendet, der den Menschen jeder Kunst
Lehrmeister ist erschienen, Wender aller Not. (S. 100 f.)

... Ja, wahrlich, ich sag' euch: so sehr ich jetzt
In den starken Banden mißhandelt bin,
Mein wird noch bedürfen der König der Götter
Damit ich enthülle die neue Ordnung
Die um Stab ihn und Ehre wird bringen.
Und mich wird er nicht mit der Redekunst
Honigzunge bezaubern noch werd' ich je
Vor starrer Drohung mich ducken und ihm
Dies Geheimnis verkünden, eh' er mich erlöst
Aus den grimmen Banden und für diese Schmach
Mir Buße zu leisten gewillt ist. (S. 170 f.)

... Die es zu diesem Ende führt, die Schickung ist
Noch nicht getroffen. Von unzähligen Leiden erst
Gebeugt noch, werd' ich endlich dieser Fesseln frei.
Kunst ist um vieles schwächer als Notwendigkeit. (S. 511 f.)
Wahrlich, noch wird dereinst Zeus, sinn' er noch so stolz,
Demütig sein ...

Wie er ausweiche solchem Ungemach, kann ihm
Der Götter keiner deutlich zeigen außer mir.
Ich weiß das, und auf welchem Wege. Mag er drum
Jetzt trotzig thronen und dem himmlischen Gelärm
Vertraun, in Händen feueratmendes Geschoß —
Das alles wird ihn davor nicht bewahren, daß
Er schmachlich tue einen höchst unwürd'gen Fall.

(S. 907 f.)

An einer Stelle der Tragödie fragt Io Prometheus: „Von wem wird Zeus entkleidet seiner Zwingherrschaft?“ Er antwortet darauf: „Durch sich selbst und durch seine gedankenlose Rechtsetzung.“

Um die Frage der tieferen Beziehung zwischen Prometheus und Zeus, wie Aischylos sie sah, weiterzuverfolgen, wollen wir einen Blick auf Fragmente der beiden anderen verlorengegangenen Tragödien der Prometheus-Trilogie werfen: *Prometheus der Feuerträger* und *Der entfesselte Prometheus*. Dabei gilt es vor allem zu untersuchen, wie Aischylos die Versöhnung zwischen Prometheus und Zeus vorbereitet. Alle noch erhaltenen Fragmente machen einhellig deutlich, daß diese Versöhnung schließlich von Aischylos bewerkstelligt wird. Betrachtet man sich die Frage etwas genauer, so fällt es nicht schwer zu erkennen, wie dies geschieht.

Die Versöhnung ist das große, krönende Thema, das am Ende von allen Aischylos-Tragödien steht. Die siegreiche höhere Moral, das höhere Gesetz, reicht in allen Aischylos-Tragödien dem besiegten Gegner die versöhnende Hand und läßt ihn am Guten teilhaftig werden, nachdem sie ihn zuvor bekämpft hatte und über die Niedrigkeit seiner moralischen Mängel siegte. Ein Beispiel: Nachdem Athene am Ende der *Orestie* die Erinyen besiegt hat, bemüht sie sich um ihre Bändigung, damit sie ihre Drohung nicht wahr machen, das Land als Rache für ihre Niederlage zu verwüsten. Athene verspricht den Erinyen Ehre und Würde, wenn sie sich zu einer Änderung ihres Verhaltens bereit erklären. Statt Menschen, die die Gesetze überschreiten, schrecklich zu bestrafen, mögen sie die Menschen segnen, um ihnen dabei zu helfen, Fehltritte zu vermeiden. Vor die Wahl gestellt, sich zwischen der Rache und dem Verlust ihrer göttlichen Vorrechte einerseits und einem Platz in Ehre und Würde andererseits zu entscheiden, kapitulieren die Erinyen. Athene hat ihre Herzen erweicht und ihnen einen Posten in der neuen Ordnung zugewiesen. Ihr Kriterium war dabei der größere Nutzen, den dies für ihre Bürger haben würde.

Aischylos bedient sich desselben Versöhnungsprinzips in noch direkterer Weise in seiner erzieherischen Tragödie *Die Perser*. Die Aufführung dieser Tragödie war eines der bedeutendsten politischen Ereignisse bei der Entstehung der westlichen Zivilisation. Sie wurde acht Jahre nach dem größten militärischen Sieg der griechischen Republik über die Perser vor den Bürgern Athens uraufgeführt. Als das Drama auf die Bühne kam, standen die athenischen Armeen noch im Kampf mit den schwindenden Streitkräften der Perser im Inneren Asiens. Die griechischen Zuschauer bestanden zum größten Teil aus Kriegsveteranen, die die Perser in der Schlacht von Marathon und danach in den Schlachten von Salamis und Platäa geschlagen hatten, was für die Überwindung der militärischen Macht der Perser den Ausschlag gab. Aischylos konfrontiert in diesem

Stück seine Zuschauer mit der persischen Sichtweise dieser bedeutenden Schlachten. Er zeigt die Todesängste und Verzweiflung im Angesicht der Niederlage auf, wie sie die Mütter, Witwen, Väter und Kinder der geschlagenen Perser erlebten. Die im Krieg gestählten Zuschauer weinten in Trauer um die Perser, wie die Perser niemals über sich selbst geweint hatten.

Dadurch erzielten die Athener unter Anleitung von Aischylos ihren zweiten großen Sieg über die Perser. Indem sie über die Niederlage ihrer Gegner weinen, erringt die athenische Republik den moralischen Sieg der Zivilisation, der weit über dem militärischen Sieg steht, über das bestialische Prinzip ihres oligarchischen Gegners.

Wie kann dieser Einblick in Aischylos' Methode der Entschlossenheit und Läuterung uns dabei helfen, einer Lösung des Konflikts zwischen Prometheus und Zeus näher zu kommen? Zeus, die Personifizierung des höheren Rechts, muß zuerst erniedrigt werden, indem er seine Allmacht verliert, was mit einer militärischen Niederlage gleichzusetzen ist. Die Wirksamkeit des höheren Rechts als solches wird im Laufe der Zeit abstumpfen. Diese Ohnmacht des Zeus ist es, die Prometheus von seinen Ketten befreien wird. Entkettet wird Prometheus seiner Berufung nachgehen können, er wird die „neue Ordnung“ zum künftigen Nutzen des „Wettkampfes der Sterblichen“ verkünden. Genauso wie Athene im Einklang mit ihrem Wesen die Erinyen zivilisiert, erfüllt die athenische Republik, was ihr Republikanismus von ihr verlangt: sie zivilisiert die Menschen — auch ihre militärischen Gegner, die Perser.

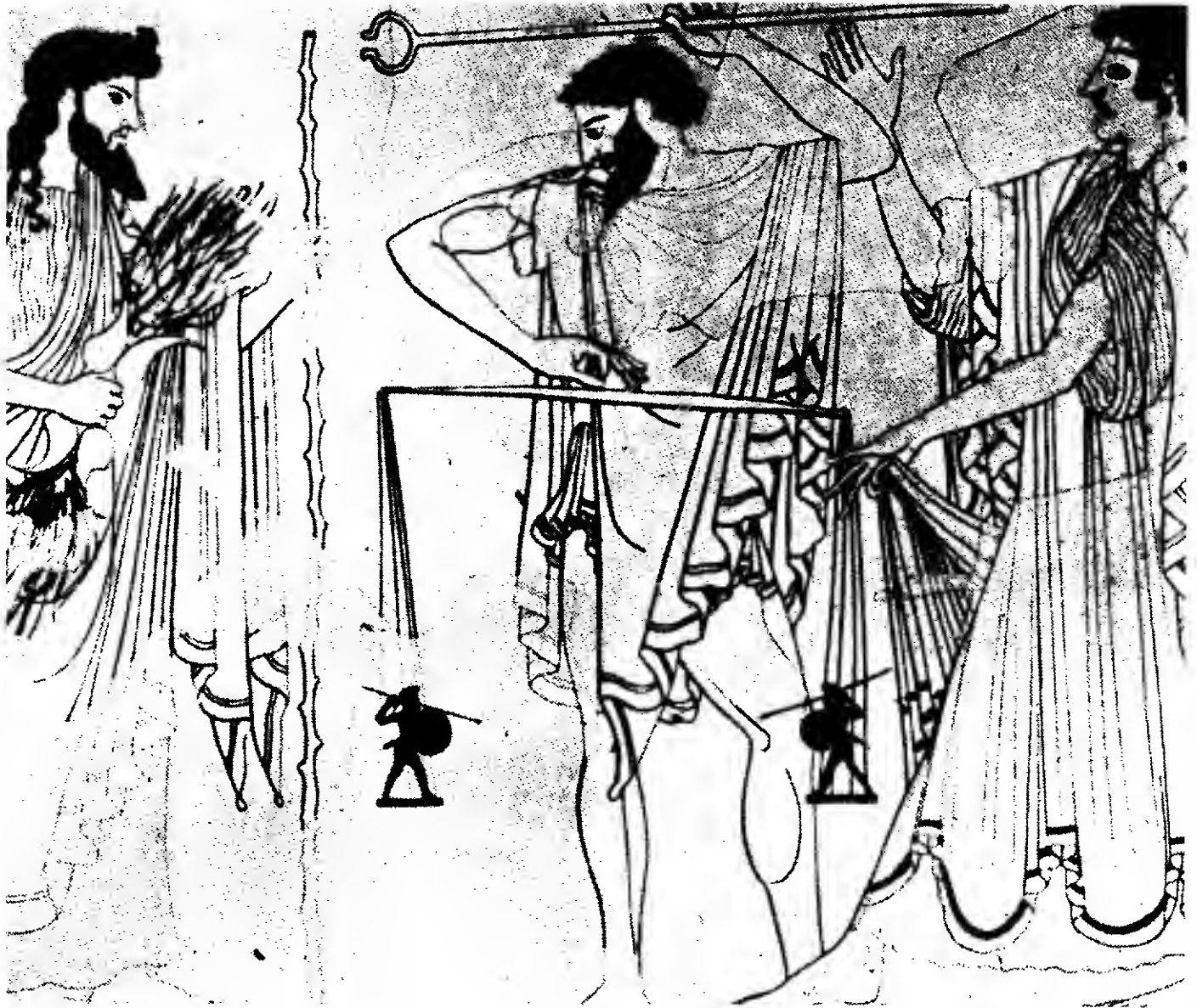
Aischylos' Idee einer Versöhnung mit dem Feind ist nicht pazifistisch. Im Gegenteil, diese Versöhnung kann erst nach einem militärischen Sieg eintreten. Das moralisch niedrigere Prinzip wird von dem moralisch höheren vernichtet. Mit dem Sieg im Waffengang, der den Willen des Gegners bricht, ist der Krieg noch nicht zuende. Jetzt muß die moralische und rechtliche Läuterung folgen. Dies dürfte das Hauptthema des *Entfesselten Prometheus* des Aischylos gewesen sein.

Eine letzte Bemerkung dazu: Zeit seines Lebens hat sich Aischylos nur eine einzige Eitelkeit erlaubt, den Stolz, als Infanteriekämpfer an der historischen Schlacht von Marathon gegen die Perser teilgenommen zu haben. Vor seinem Tode verlangte er, daß folgende Inschrift auf seinem Grabstein eingemeißelt werde:

Dieses Grab bedeckt den Staub von Aischylos, des Atheners,
Sohn des Euforion und der Stolz des fruchtbaren Gela.
Mögen die langhaarigen Perser, die dies wohl wissen,
Von seinem Heldenmut in der Schlacht von Marathon erzählen.

Die wissenschaftliche Sicht

Das Wesen des Gesetzes des höheren Rechts, wie es in Aischylos' prometheischer Persönlichkeit zur Geltung kommt, ist Wissenschaft: die wissenschaftliche Herrschaft des Menschen über das Universum der Natur zum Nutzen des Menschen. Prometheus gab dem Menschen das Feuer, doch er gab ihm nicht nur dieses:



Zeus (mit Blitzbündel) läßt durch Hermes die Seelen von Achilles und Hektor abwägen.

Also wies ich den Sterblichen
Nicht leicht zu findende Wege, öffnete ihr Aug'
Für Feuers Zeichen, ihnen ungesehn zuvor. (S. 497 f.)

...
Laßt mich erzählen, wie die vorher Törichten
Gedankenvoll ich machte, mächtig der Vernunft...
Sie, die zu Anfang Augen hatten, doch nicht sahn,
Und Ohren und nicht hörten, sondern wie Gebild
Von Träumen ihre lange Lebenszeit hindurch
Blind all in eines wirrten und nichts wußten von
Ziegelgewebten Häusern noch von Zimmerwerk,
Sondern vergraben hausten wie die wimmelnden
Ameisen im Geklüft von Höhlen, sonnenlos.
Und wußten nichts: kein Zeichen für den Wintersturm,
Noch blütenreichen Frühlings noch fruchtbringenden
Sommers, kein sicheres. Ohne Einsicht trieben sie
Alles, bis ich denn ihnen Auf- und Niedergang
Der schwer zu unterscheidenden Gestirne wies.
Fürwahr die Zahl auch, ein vorzüglich sinnreich Ding,

Erfand ich ihnen und die Fügungen der Schrift,
Ein Denkmal aller Dinge, Musenmutterwerk.
Als erster schirrt ich unters Joch das Wildgetier,
Daß es im Fluge frone, Lasten trag' und so
Der schwersten Müh'n den Menschen manche nehme
ab.
Und an den Wagen führt ich die dem Zügel gern
Fügsamen Rosse, Überreichtums Lustgepräg.
Auch übers Meer zu treiben — niemand außer mir
Erfand der Schiffer linnenbeflügeltes Gefährt. (S. 443 f.)

Dies ist die Geschichte, die vor langer, langer Zeit erzählt wurde, in einer Gesellschaft, die durch die Mängel der Mehrheit der Bürgerschaft vor Zeiten zu Staub zerfiel und der Vergessenheit anheimfiel. Die der Geschichte zugrundeliegende Idee, Prometheus, wanderte jedoch aus und baute das auf, was wir heute als westliche Zivilisation bezeichnen. Seit den Beiträgen des Aischylos und Platons, über Archimedes, Kardinal Nikolaus von Kues, Johannes Kepler, G. W. Leibniz, Carl Fried-



Lyndon H. LaRouche, amerikanischer Wirtschaftswissenschaftler und Politiker. Gründer des Nachrichtendienstes Executive Intelligence Review und Präsident des National Democratic Policy Committee (NDPC), einer Gruppierung innerhalb der Demokratischen Partei der Vereinigten Staaten, die sich in den letzten Jahren erfolgreich zu Wahlen auf allen Ebenen des politischen Lebens der USA zur Wahl gestellt hat.

rich Gauß, Bernhard Riemann bis zu unserer Zeit leitet das prometheische Konzept des Gesetzes des höheren Rechts seine Gültigkeit nicht von dem eng umrissenen Feld der Rechtswissenschaft ab, sondern von der wissenschaftlichen Herrschaft des Menschen über die Natur.

Letztlich muß die Rechtswissenschaft in einer wohlgeordneten Gesellschaft von der Notwendigkeit bestimmt sein, die wissenschaftliche Herrschaft der Gesellschaft über die Natur zu erhöhen, immer danach strebend, die Fähigkeit des Menschen zur weiteren Vervollkommen dieser Herrschaft weiterzuentwickeln. In der westlichen Zivilisation wurden diese Ideen bisher noch nie bewußt so formuliert, weil eine bestimmte Voraussetzung fehlte. Seit den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts hat Lyndon LaRouche, jr. ein Ideengebäude entwickelt, das die Gesetze der Wirtschaftspolitik beleuchtet und nun angewendet werden kann, um die Themenbereiche zu durchleuchten, die für die Gesetzgebung von Nationen wie den Vereinigten Staaten so entscheidend sind.

Künftige Gesetzgeber des NDPC und andere, die LaRouche nahestehen, sollten LaRouches Beiträge zur Wirtschaftswissenschaft nicht nur als wichtige Richtschnur für ihre künftige Gesetzgebung betrachten, sondern zu allererst als das umfassendste begriffliche Instrumentarium, das die westliche Zivilisation bislang bei unserem Bestreben entwickelte, die Anwendung des Gesetzes des höheren Rechts, der Hypothese der höheren Hypothese, zum bewußten Ordnungsprinzip der Zivilisation zu machen.

Obwohl nur wenige Publikationen neben unseren eigenen dies zugestehen werden, bleibt die Tatsache bestehen, daß LaRouche die Wirtschaftswissenschaft in einer Weise revolutioniert hat, die mit dem prometheischen Prinzip der westlichen Kultur im Einklang steht. Durch seine Entdeckung, daß die physikalischen Gesetze der Negentropie die Wirtschaftspolitik

bestimmen müssen, wurde die Wirtschaftswissenschaft zum Forschungsgebiet des Ineinanderspiels und der Konsequenzen menschlicher Eingriffe in Naturprozesse und damit selbst zu einem Teil der Physik. Die Beherrschung von LaRouches wirtschaftswissenschaftlichen Prinzipien und ihre Anwendung in Rechtswissenschaft und sozialer Praxis könnte unserer Kultur die Chance eröffnen, jene Ära hinter uns zu lassen, in der immer wieder das herrschende „höhere Recht“ nutzlos und unwirksam geworden ist, wodurch die Zivilisation in eine Krise eintritt, die sie zerstört, wenn nicht der seltene Glücksfall eintritt, daß ein „Prometheus“ sie in eine neue Ära „höheren Rechts“ hinüberleitet.

Wenn wir tieferes Wissen darüber besitzen, wie die „wirtschaftliche“ Aktivität des Menschen mit den negentropischen Gesetzen des Universums der Natur in Einklang gebracht werden kann, können wir weit mehr als das „Geschenk des Feuers“ genießen, jene einmalige Leistung des Prometheus: Wir können die Vorherrschaft des „Gesetzes des höheren Rechts“ in der gesellschaftlichen Praxis erreichen.

Die Beschäftigung mit der Prometheus-Gestalt des Aischylos wird uns mit der Erkenntnis bereichern, daß die Aufgabe des Rechts darin bestehen muß, die menschliche Praxis zu vervollkommen. Das Recht muß mit der Gesetzmäßigkeit der Negentropie in Einklang stehen, die die Komposition des Universums der Natur bestimmt. Das „ontologische“ Prinzip der Negentropie im physikalischen Universum findet seine erkenntnistheoretische Entsprechung in Platons Hypothese der höheren Hypothese, und deren juristische Entsprechung ist der prometheische Geist des Gesetzes des höheren Rechts.

Anmerkung:

Der gefesselte Prometheus ist nach der Reclam-Ausgabe zitiert.

**Das ist nicht des Deutschen Größe,
Obzusiegen mit dem Schwert ...
Höher Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.**

(Friedrich Schiller, Gedichtfragment „Deutsche Größe“)

Aufruf der Bürgergruppe Patrioten für Deutschland

Immer mehr Bürger erkennen mit Besorgnis, daß wir in der Bundesrepublik Deutschland in Gefahr sind, unsere Freiheit für immer zu verlieren.

Die jüngsten sowjetischen Militärmanöver haben wiederholt den Überraschungsangriff auf den Westen geübt. Die Umstellung des neuen Fünfjahresplans des Ostblocks auf Kriegswirtschaft läßt keinen Zweifel, daß sich Moskau auf den Krieg vorbereitet. Gleichzeitig versuchen die Sowjets mit allen Mitteln, zum frühestmöglichen Zeitpunkt die politische Abkoppelung Westeuropas von den USA zu erreichen, um so die Welthege- monie auch ohne Krieg zu erlangen.

Diesen Versuch kann die Sowjetunion nur deshalb unternehmen, weil es im Westen Kräfte gibt, die bereit sind, Westeuropa in einem neuen Jalta- Abkommen an Moskau auszuverkaufen.

Wenn die SPD unter ihrer heutigen Führung an die Macht käme, wäre ein Austritt aus der NATO gewiß. Mit der Veröffentlichung der skandalö- sen von Bülow-Thesen hat die SPD-Spitze nun endgültig ihre Maske fal- lengelassen. Die Vorstellung eines „neutralen Mitteleuropas“ ist eine Illu- sion. Wir würden für immer in russische Abhängigkeit geraten.

Das große Problem besteht darin, daß die von der Bundesregierung ver- sprochene Wende nicht stattgefunden hat. Bei Fortsetzung ihrer Wirt- schaftspolitik wird die steigende Arbeitslosigkeit spätestens 1987 zur Wahlniederlage führen. Aber die Gefahr einer Staatskrise besteht nicht erst für 1987, sondern kann sich gegenwärtig sehr schnell an weiteren Spionageskandalen, Terrorismus und daraus resultierenden Regierungs- krisen entwickeln.

Die zunehmende Parteien- und Staatsverdrossenheit unserer Bürger hat gute Gründe. Die etablierten Parteien und Institutionen sind offensichtlich nicht mehr fähig, auf die wachsenden Probleme konstruktive Antworten zu finden.

Aus Sorge über diese Entwicklung wollen die Unterzeichnenden als deut- sche Patrioten in der Tradition der Verfassungsbewegung während der Befreiungskriege und der preußischen Reformen eine überparteiliche Sammlung aller patriotisch gesinnten Mitbürger und schon bestehender

Gruppen und Vereinigungen durchführen, um im Falle absehbarer politi- scher Krisen bereitzustehen und handlungsfähig zu sein.

- Wir sagen ein deutliches Nein zur Abkoppelung vom Westen! Ein rot- grünes Regierungsbündnis in Bonn muß verhindert werden.
- Wir stehen fest zum Bündnis mit Amerika als einzigem Garanten unserer Freiheit. Das schließt die volle Kooperation der Bundesre- publik Deutschland bei der amerikanischen Strategischen Verteidi- gungsinitiative (SDI) ein.
- Wir wollen daran mitarbeiten, daß für Deutschland in allen seinen Teilen endlich ein gerechter Friedensvertrag zustande kommt, damit das deutsche Volk in nationaler Souveränität über sich selbst be- stimmen kann.
- Wir stehen für eine Politik des Wirtschaftswachstums, das produkti- ve Vollbeschäftigung garantiert und uns wieder eine führende Rolle als Exportnation vor allem gegenüber unseren traditionellen Märk- ten in Lateinamerika, Asien und Afrika ermöglicht.
- Wir fordern die Erziehung der jungen Generation auf der Grundla- ge der deutschen klassischen Kultur und des Humboldtschen Erzie- hungskonzeptes im Bereich der Musik und Dichtung an ihren be- sten Beispielen wie Beethoven und Schiller, an den politischen Ideen der preußischen Reformen wie vom Stein, Scharnhorst und Gneisenau. Im Bereich der Naturwissenschaften müssen wir die Tradition von Leibniz, Gauß, der Göttinger Schule und der Welt- raumpioniere der 20er Jahre lebendig machen und fortsetzen.

Wir fordern Sie angesichts der Gefahren für unsere Nation zur Mitarbeit an gemeinsamen Lösungen aktueller politischer Fragen auf.

Wenn Sie unsere Absichten und Bemühungen aktiv unterstützen wollen, teilen Sie bitte Ihr Interesse als Einzelperson oder als Organisation bei nachstehender Adresse mit:

Patrioten für Deutschland, Postfach 122, 2420 Eutin-Fissau.

Wir sind telefonisch erreichbar: 05 11 / 3 50 22 86

Auch für jede finanzielle Unterstützung sind wir Ihnen dankbar!

Kto-Nr.: 125 003 640, Kreissparkasse Ostholstein, BLZ 213 522 40

UNTERZEICHNER:

Rainer Apel, Journalist, Hessen; **Robert Becker**, Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Hessen; **Karl-Heinz Beicht**, Werbefachmann, Hessen; **Max Benndorf**, Dipl.-Ing., Hamburg; **Franz Blazek**, Betriebsrat, Niedersachsen; **Walter Böhnke**, Betriebsrat, Schleswig-Holstein; **Arnold Boldt**, Schleswig-Holstein; **Helmut Deckhut**, Betriebs- leiter, Rheinland-Pfalz; **Egon Faber**, Unternehmer, Hessen; **Heimfried A. Fadinger**, Finanzkaufmann, Bayern; **Dr. Rupprecht Gerngroß**, Rechtsanwalt, Bayern; **Edith Gerold**, Hausfrau, NRW; **Elisabeth Gräupner**, Lehrerin, Baden-Württemberg; **Hans-Georg Grünwald**, ehem. Vors. des Arbeitgeberverb. Hildesheim, Nieder- sachsen; **Friedrich Wilhelm Grunewald**, Brigadegeneral a.D., Baden-Württemberg; **Hermann Heuer**, Kaufmann, Niedersachsen; **Prof. Friedrich August Frhr. von der Heydte**, vorm. Brigadegeneral d. Res., ehem. MdL, Bayern; **Franz Hron**, Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Hessen; **Siegfried Hanger**, Betriebsrat, Niedersachsen; **Dipl.-Ing. Karl Jagesch Jr.**, Rheinland-Pfalz; **Gerd Jordan**, Bezirksratsherr Hannover, Niedersachsen; **Eckhard Köhn**, Personalrat, Bayern; **Joachim von Kruse**, Schriftsteller, Bayern; **Dr. Hugo Langer**, Rechtsanwalt, Baden-Württemberg; **Michael Liebig**, Geschäftsführer, Hessen; **Ingolf Löhner**, Ingenieur, Niedersachsen; **Ir- mangard Metten**, Stadträtin, Bayern; **Otto Metzdorf**, Fotograf, NRW; **Ing. Roderich Orendi**, Unternehmer, NRW; **Dr. med. Haas Ortwein**, Hessen; **Angelika Raimondi**, freie Journalistin, Hessen; **Klaus Rebbolz**, Bankangestellter, Rheinland-Pfalz; **Prof. Emil Schlee**, Schleswig-Holstein; **Gerhard Schrabbe**, Ingenieur, NRW; **Hans Werner Schwarz**, Bauunternehmer, Hamburg; **Ehler Sommermeyer**, Rechtsanwalt, Schleswig-Holstein; **Franz Stepanov**, Betriebsrat, Hessen; **Werner Thren**, Kaufmann, Hessen; **Margareth von Voh**, Bayern; **Manfred Vollack**, Schleswig-Holstein; **Wilhelm Wehner**, Vors. Bund der Vertriebenen Herford, NRW; **Dr. med. Volker Weißwange**, Hessen; **Dr. med. J. Jörg Wiedemann**, Hessen; **Acim Wilczek**, Dipl.-Ing., Schleswig-Holstein; **Horst M. Wittmann**, Dipl.-Ing., Unternehmer, Bayern; **Gisela Würfel**, Lehrerin, NRW; **Karl-Adolf Zenker**, Vizeadmiral a.D., NRW; **Helga Zepp-LaRouche**, Vors. des Schiller-Instituts, Hessen;

V.i.S.d.P. Rainer Apel, Oranienstraße 60, 6200 Wiesbaden

In dieser Ausgabe:



Der griechische Tragödiendichter Aischylos hat mit seinen Dramen einen unsterblichen Beitrag für die abendländische Rechtsentwicklung geleistet.

Dieses Jahr starb Carl Schmitt, der mit seinen Kampfschriften gegen die parlamentarische Demokratie in den 20er und 30er Jahren der Weimarer Republik das ideologische Grab schaufelte.



Der französische Chemiker und Forscher Louis Pasteur hat der medizinischen Wissenschaft mit seinem Kampf gegen Ansteckungskrankheiten einen unschätzbaren Dienst erwiesen.